



Zur Zeit

Ist «Biedermann» der Mensch des Westens? Der westliche Mensch sollte sich des oftmals Lächerlichen seiner Situation bewußt werden: Verwirrung und Unsicherheit aus überdifferenzierter Freiheit und Betriebsamkeit – Max Frisch's «Herr Biedermann und die Brandstifter» ein schonungsloses Spiegelbild – Der Typ des heutigen Menschen des Westens – Die «Lehre» von den «richtigen» Vereinfachungen.

Film

Probleme um den religiösen Film: Verschiedenheiten in der Beurteilung – Definition des religiösen Films: der Inhalt entscheidet – Beispiele – Der wertvolle religiöse Film: die Frage nach der Qualität – Taktvolle Behandlung religiöser Stoffe: Leo Johannon, Federico Fellini – Pius XII. an Filmschaffende.

Mensch und Zeit

Verlorene Kindheit: Der Mann, den das Kind vor dem Selbstmord rettet in Dostojewskijs «Traum eines lächerlichen Menschen» und die Besinnung auf das vergessene Geheimnis der Kindheit — 1. Die Kindheit als Zeit der Bejahung und des Glücks — 2. Die Erfahrung der Geborgenheit und der Helle der Herzens-einfalt — 3. Der ursprüngliche Bezug der Kindschaft zum menschlichen Dasein schlecht-hin und Enthüllung seines religiösen Wesens.

Bericht

In Polen im Winter 1958: Die Fenster zur Welt stehen wieder offen – Keine Furcht mehr vor der Geheimpolizei – Wird es wirtschaftlich besser? – Ausgewechselte Literatur – Die literarischen Empörer.

Oekumene

Berner Besinnungswoche für den Frieden: «Gottes Wirken heute»: Drei protestantische Vorträge: Prof. D. Janos Toth, «Die Aufgabe des Laien in der Erneuerung der Kirche» – Hans A. de Boer, «Fragen der farbigen Völker an uns Christen» – Studentenpfarrer Rudolf Weckerling, «Zeugnis und Leiden der Kirche in der Auseinandersetzung zwischen Ost und West» – Gefahr der Schwächung des Abwehrwillens – Solidarität mit den Leidenden.

Leserbrief

Laieneinsatz in der Mission: Eine Zuschrift der AFI (Auxiliaires Féminines Internationales Catholiques) – Tagung am 31. Mai / 1. Juni in Freiburg i. Br.

Bücher

Hundert Jahre staatliche Sozialpolitik.

Ist «Biedermann» der Mensch des Westens?

Es gehört heute bereits zum guten Ton, daß jeder Kulturverein in sein Jahresprogramm einen Vortrag aufnimmt über die Werte des Westens. Das Thema kann variieren in den Nuancen. Entweder nimmt man Europa und Amerika in eins und meint dann so ziemlich alle jene Länder, die im Atlantikpakt zusammengeschlossen sind (sicher nicht ganz zu unrecht, denn wer gemeinsam militärisch verteidigen will, muß wissen, was er zu verteidigen gedenkt). Oder man redet von Europa allein, das dann zumeist direkt, machtmäßig, vom Osten her bedroht wird, während Amerika, vorab USA, eine mehr oder minder indirekte Infragestellung der Kulturwerte Europas bedeutet. In solchen Vorträgen erfährt zumeist das Negative, das sich bei den andern findet, beim Kommunismus zumal, eine breite Ausmalung.

Der Sinn solcher Vorträge gegen den Kommunismus kann nicht der sein, uns vor der Infiltration zu bewahren, denn kaum jemand bei uns im deutschsprachigen Raum neigt zum Kommunismus; er kann auch nicht einer gewissen Neugier dienen, zu erfahren nämlich, was «drüben», auf der andern Seite, vorgeht, denn (wie immer bei einer Diktatur) ist das unsagbar monoton und darum – wenn auch niederschmetternd, beschämend und traurig – doch auf die Länge langweilig, soweit es sich nach den Prinzipien des Marxismus abspielt, und über das, was etwa nebenher und gleichsam regelwidrig läuft, wissen auch die besten Experten so gut wie gar nichts. Der Sinn

solcher Vorträge, die sich zur Zeit großer Beliebtheit erfreuen, kann also nur sein, die entgegengesetzten Werte bei uns zum Leuchten zu bringen: Die Freiheit und die «natürliche» Autorität, die Tradition und die Vielfalt der kulturellen, gewachsenen Eigenart, die Werte der Person und deren Auswirkung auf allen Gebieten bis in die Wirtschaft hinein.

Selten erfahren diese Werte eine selbständige Behandlung, seltener noch erhalten sie eine ausstrahlende, erobernde Leuchtkraft. Sie gleichen in Truhen verwahrten Schätzen, die man sich nicht rauben lassen will, viel mehr als einem Licht, das erobernd in die Finsternis eindringt. Wenn auch niemand Kommunist sein will, so finden sich doch eine Menge «Ansatzpunkte» bei uns, die (wenn man nicht achtgibt) unvermerkt zum Kommunismus führen können.

Der Unterschied in der Haltung ist nicht nebensächlich. Man denke an zwei Menschen, die einen Berg ersteigen wollen. Gewiß wollen beide den Gipfel erreichen. Der eine aber ist voller Freude und Zuversicht; der Gipfel bedeutet ihm den Preis für überstandene Gefahren. Diese beiden Dinge gehören für ihn zusammen. Ohne die Gefahren des Kletterns, ohne die Leistung des Steigens wäre ihm der Gipfel nur halb so wertvoll. Ganz anders der zweite: den Gipfel will auch er erreichen. Er schätzt die Aussicht, die gute Luft. Aber die Gefahren des Weges sind ihm nur eine höchst widerliche, aber leider unvermeidliche Zutat. Am «Bezingen» des Berges hat er keinerlei Freude.

Es gab eine Zeit, da war das Erringen der Freiheit einer Gipfelbesteigung im ersten Sinn vergleichbar. Für die meisten Verteidiger des Westens ist sie heute ein vielgepriesenes Gut im zweiten Sinn – und damit fehlt ihr jene Beschwingtheit, Siegesgewißheit, Erfindungsgabe, Phantasie, Stoßkraft, die das

Sprichwort zum Ausdruck bringt: Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Durch die Schreckbilder des Gegenteils sucht man dieser Mattigkeit abzuhelfen, wie man einem Kind, das noch nicht imstande ist, den Wertgehalt gewisser Anstandsregeln von innen her zu begreifen, droht: «Sonst wird dich der Kaminfeger oder der Polizist holen!» Auch wenn hier das Schreckbild keine pädagogische unpädagogische Lüge, sondern Wirklichkeit ist, die also erzeugte Angst ist keine echte und zur grimmigen Tat zusammenreißende Angst. Sie erzeugt zwar Gruseln, sie läßt eine Gänsehaut den Rücken hinunterlaufen, aber der feine Kulturmensch des Westens liebt dieses Gruseln, er bedarf seiner, er wäre weit eher und viel tiefer erschüttert und aus der Bahn geworfen, wenn dieses Gruseln eines Tages ausbleiben würde. Deshalb kann auch der Westler einen Redner, der die Bedrohung des Westens eindrücklich und geistvoll zu schildern vermag, begeistert beklatschen. Sein Herz hat sich nicht zusammengekrampft, sondern beinahe entspannt. Er geht nicht ergrimmt wortlos nach Hause, er ist im Gegenteil hochbefriedigt. Die Zeitung schreibt: «Das Referat wurde mit größtem Beifall bedacht».

Vielleicht ist diese eigenartig schwunglose und tatenarme Haltung ein Ausdruck unserer überfeinerten, unserer allzu wissenden und differenzierten Kultur. Nur die wenigsten können «gesund vereinfachen». Schon gar nicht die Intellektuellen. Das «Simplifizieren» ist ihnen ein Greuel. Es gilt überall die «Wenn» und «Aber» zu beachten. Es gilt schließlich auch des andern Motive zu verstehen, sich in ihn hineinzudenken, ihn zu begreifen, ihm nicht mit grobschlächtigen Methoden zu begegnen, nicht mit dem Nächstliegenden. Was «auf der Hand liegt», das ist von vornherein falsch. Man würde sich ja geradezu als «primitiv» erweisen, wenn man es annehmen würde. So macht man denn selbst bei anscheinend ganz klaren und eindeutigen Situationen die sonderbarsten Umwege und Verrenkungen, die dem Primitiven grotesk und ganz einfach lächerlich scheinen. Aber das stört einen nicht, denn er ist ja der Primitive, der Undifferenzierte, der kulturlose Barbar, der nur deshalb unser Gebaren lächerlich findet, weil ihm eben unsere Kultur fehlt.

Natürlich ist es nicht die Differenziertheit als solche, die das Handeln des Kulturmenschen hemmt, sondern das Nichtbeherrschen der Unmenge von Dingen, die man «weiß». Man vermag nicht zu «unterscheiden». Wichtiges und Nebensächliches kann man nicht auseinanderhalten. Ebendeshalb wird man so lächerlich, weil man dauernd im falschen Augenblick ein falsches Prinzip falsch zur Anwendung bringt. Die Wertmaßstäbe sind durcheinander geraten und zwar so heillos, daß man mit der ganzen Fülle an Kenntnissen und Grundsätzen, die man gelernt aber nie eigentlich begriffen hat, sich viel dümmer ausmacht als ein Primitiver.

Dazu kommt noch der Mangel an Distanz, welcher heute bei den meisten Menschen vorhanden ist. Sie sind fortgerissen von dem Strudel der Ereignisse, des Geschäftes, der Betriebsamkeit – und sie haben nie Zeit und Muße, einmal von all ihrem Tun ein paar Schritte zurückzutreten und ein Gesamtbild aus einer gewissen Entfernung zu gewinnen. Das trägt nicht unbedeutend dazu bei, daß sie das Jetzt jeweils als das Wichtigste ansehen. Mit einer Bedrohung, die erst morgen oder übermorgen akut wird, kann man sich jetzt bei dem Andrang der Geschäfte nicht befassen. So wird man von den Ereignissen mehr geschoben als daß man sie selbst wirklich bestimmen würde. Man nennt Schicksal, was eigentlich Blödsinn ist.

*

Wessen wir darum bedürfen, ist nicht so sehr eine schöne Rede über die Kulturwerte des Abendlandes oder die Bedrohung dieser Kultur, so wichtig beide Momente auch sind, als vielmehr ein Spiegelbild unser selbst, schonungslos, grausam, mit grimmiger Ironie in seiner ganzen Lächerlichkeit vor uns hingestellt.

Max Frisch hat das getan mit seinem Stück: «Herr Biedermann und die Brandstifter». Herr Biedermann ist Haarwasserfabrikant, im Geschäft hart, privat unsicher gutmütig. Am Biertisch wettet er: «Aufhängen soll man sie, alle aufhängen, die Brandstifter!» Da aber einer zu ihm kommt, Sepp Schmitz, ein Landstreicher, nimmt er ihn auf. Dieser Naturbursche, voll Vitalität, dreist, optimistisch, mit riesigen Kräften, will im Dachboden schlafen. Er sagt, er habe Unrecht erfahren. Draußen regnet es. Herr Biedermann ist kein Unmensch. Er hat es immer wieder in der Zeitung gelesen: man muß Vertrauen haben, man soll nicht immer gleich das Schlimmste annehmen, wenn man einen Menschen nicht kennt, und warum soll gerade dieser ein Brandstifter sein? Er gibt ihm zu essen, zu trinken. Er führt ihn auf den Dachboden. Tags darauf kommt ein Zweiter dazu: Willi Eisenring, ein Kellner – aus dem Gefängnis. Willi ist gebildet. Die beiden schleppen Benzinkanister in Menge auf den Dachboden, sie sammeln Holzwolle, sie reden ganz offen von Brandstiftung. Willi mißt eine Zündschnur ab. Herr Biedermann will sie hinauswerfen. Aber schließlich, so denkt er, gerade wenn sie Brandstifter wären, würden sie den Brand niemals so offen vorbereiten. Sie sind Käuze, die derbe Spässe machen. Oh, er wird zeigen, daß er zu unterscheiden vermag, daß er Sinn hat für Humor! Des Nachts ist er beunruhigt. Er steigt auf das Bett, er horcht an der Decke, was sich da oben tut. Ach, es ist ruhig. Er hört sogar das Schnarchen der beiden. Sie sind so sicher und ruhig, er kommt sich lächerlich vor mit seiner Besorgnis. Immerhin: er findet, das beste Mittel, die beiden von der Brandstiftung abzuhalten, sei, sich mit ihnen anzufreunden. Er lädt sie also zum Nachtessen ein. Seine Frau hat eine Gans gekauft. Sie sollen sich wohl fühlen bei ihm. Darum entfernt er den Leuchter, das Tischtuch, die Messerbänke, das silberne Besteck. Er will sich anpassen. Die beiden kommen zum Essen. Sie bedauern, daß es kein schönes Tischtuch gibt, kein silbernes Besteck, keinen Leuchter, keine Messerbänke. Herr Biedermann holt alles wieder hervor, die Messerbänke sogar aus der Hosentasche. Unterdes, gegen Ende des Essens, hört man die Feuerwehr durch die Straßen fahren. Es brennt. Gott sei Dank anderswo. Ein Brand nach dem andern. Explosionen. Die beiden wünschen nun Streichhölzer von Herrn Biedermann. Nach einigem Hin und Her erhalten sie auch diese, denn: wenn sie echte Brandstifter wären, hätten sie doch die Streichhölzer nicht vergessen! Und so geht schließlich die ganze Stadt in Flammen auf.

Zwischenhinein tritt immer der Chor auf. Er besteht aus Feuerwehrleuten. Der Chor, «der die Stadt und insofern den Zuschauer vertritt und auf der Bühne wacht», hat Frisch, wie er schreibt, «immer an die brave Feuerwehr erinnert, die auch nichts machen kann, bevor es brennt, und dann ist es ja – in der Tragödie und heute – zu spät». Der Chor also ist in diesem Stück so etwas wie das Gewissen. Manchmal scheint er sich direkt an das Publikum zu wenden, warnend, beschwörend: «Nimmer verdient, Schicksal zu heißen, bloß weil er geschieht – der Blödsinn»; oder an anderer Stelle: «Schwer hat es wahrlich der Bürger. Der nämlich ... gerne bereit ist, Gutes zu tun (wo es ihm paßt), hoffend, es komme das Gute aus Gutmütigkeit. Der nämlich irrt sich gefährlich.» Wie man sieht, ist das Spiel voller Anspielungen auf unsere Zeit. Man ist sogar geneigt, bis in Einzelheiten solche zu vermuten. Der Boxer-Landstreicher «Sepp» erinnert schon äußerlich an Stalin – der Kellner Eisenring läßt einen an Eisenhower denken. Aber man wird mit solchen allzu konkreten Vermutungen besser zurückhalten. Das Stück soll fertig vorgelegen haben unmittelbar nach dem Krieg, also vor etwa zehn Jahren. Das Verblüffende aber ist, daß es auf die heutige Situation genau so gut und noch besser zu passen scheint. Das beweist, daß Frisch einen Typ zeichnen wollte, eben den heutigen Menschen des Westens.

Am Ende des Stückes schämt man sich zu klatschen. Als Biedermann klatscht man trotzdem – ein wenig verlegen, und so setzt sich das Stück fort, nachdem der Vorhang gefallen ist.

Auch an jener Stelle, da Biedermann gegen Ende an die Rampe tritt und ins Publikum fragt: «Wären Sie an meiner Stelle gewesen, was hätten Sie getan?» klatscht man, verlegen und betroffen bestätigend, daß man sich gut wiedergegeben findet in Herrn Biedermann.

Über dem Stück steht: «Ein Lehrstück ohne Lehre». Soll das heißen, daß Frisch nicht erwartet, sein Stück werde dazu beitragen, die Gewissen aufzurütteln? Und dies trotz der sich steigenden, erschütternden Mahnreden des Chores? Ist er und bleibt er dieser Chor «Feuerwehr» (die notwendig zu spät kommt)? Ist all die beißende Kritik an einem seichten Optimismus, der im Grund nur eine künstliche Beschwichtigung der in der Tiefe schlummernden Angst ist, der man nicht die Kraft hat, in die Augen zu schauen, nur dazu da, Feststellungen zu treffen? Wenn dem so wäre, dann wäre er eben doch Schicksal – der Blödsinn. Wenn aber die Freiheit auch einen überdifferenzierten Kulturmenschen dahin bringen kann, in

brutaler Stunde, die vereinfachende Lösungen fordert, sich zu solchem zu entschließen; und die des gesunden Instinkts für das Fällige (den der Primitive besitzt) zwar entbehrende, aber durch absolute Maßstäbe der Vernunft und des Glaubens geleitete Urteilskraft auch die «richtigen» Vereinfachungen finden kann, dann ist, so glauben wir, aller Resignation der Kampf anzusagen: Biedermann erblickt sich im Spiegel, er erkennt sich nicht nur als komisch, er erkennt sich als tödlich bedroht von zwei Seiten: von den Brandstiftern, die Brände entfesseln aus «Freude am Feuer», und von sich selbst, von seiner Biedermeierei, die ihm bis jetzt als Wert erschienen ist! Diesen Wert, der so schwer zu erkennen ist, weil er sich hinter mißdeutete Parolen von Menschlichkeit, von persönlichen Werten, von Anpassung, von optimistischer Haltung, von Kultur verbirgt, gültig aufgezeigt zu haben, ist das Verdienst dieses Stückes. Die Lehren, die Frisch nicht erteilt, muß jeder selber daraus ziehen ...

M. Galli

Probleme um den religiösen Film

Auf keinem andern Sektor des Films ist es so schwer, ja beinahe hoffnungslos, die Ansichten selbst guter, gesetzter Kritiker auf einen Nenner zu bringen, wie beim religiösen Film. Der eine lobt einen bestimmten Film als wertvolles Werk, das ihm Bereicherung bedeutet, während ein anderer ebenso überzeugt den gleichen Streifen als Machwerk ablehnt und ihm jeden religiösen Wert abspricht. Der Grund dieser Verschiedenheit liegt klar zutage: Bei der Beurteilung eines sogenannten «religiösen Films» sind weit weniger Verstandesgründe als Gefühlsmomente beteiligt. Und hier gilt der alte Wahrspruch, den man sonst auf die Kunst anwendet: «Über Dinge des Geschmacks sich zu streiten ist müßig». Über Verstandesargumente läßt sich vernünftigerweise Aussprache halten, während sich die Gefühlsmomente weitgehend einem sinnvollen Gespräch entziehen. Man fühlt etwas oder man fühlt es nicht, oder man fühlt es anders als der Nachbar.

Doch nicht nur von Mensch zu Mensch ist das religiöse Gefühl verschieden; es gibt auch etwas wie ein kollektives religiöses Gefühl. Ein ganzes Volk kann religiös anders empfinden wie ein anderes Volk. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, das Christus-Bild, das sich der Gläubige macht, ist gewiß bei einem Italiener oder Spanier, ganz allgemein bei einem Südländer, stark verschieden von der Auffassung, die ein gläubiger Christ nördlich der Alpen davon in sich trägt. Was den einen begeistert, läßt vielleicht mehr oder weniger den andern kühl, er fühlt sich einfach nicht angesprochen.

Was ist ein religiöser Film?

Will man ein gemeinsames sinnvolles Gespräch über den religiösen Film führen, muß man sich somit erst einmal über die Frage eins werden: Was ist überhaupt ein religiöser Film? Sonst läuft man Gefahr, völlig aneinander vorbei zu reden. Es sollte möglich sein, auf eine Definition sich zu einigen, die alle befriedigt. Aber eine solche Begriffsbestimmung darf sich aus oben erwähnten Gründen nicht auf Gefühlsmomente stützen, sondern es müssen objektive, sachliche Kriterien vorhanden sein. Im kleinen Filmlexikon, das 1946 im Benziger-Verlag herauskam, wird mit folgenden Worten eine solche allgemeine Definition vorgeschlagen:

«Der religiöse Film behandelt direkt und ausdrücklich religiöses Gedankengut. Sein Zweck ist somit wesentlich Erbauung und religiöse Belehrung, wenn er auch oft nur aus gewinnsüchtiger Absicht geschaffen wird. Religiöse abstrakte Wahrheiten und Geheimnisse können durch den Film niemals unmittelbar veranschaulicht werden. Es muß dem religiösen Film genügen, das Unsichtbare, Geistige, Übernatürliche an-

zudeuten und durch Symbole oder Vergleiche dem Verständnis näherzubringen. So kann z. B. der feste Glaube eines Menschen dadurch angedeutet werden, daß der Film Menschen zeigt, die offenbar aus dem Glauben ihr Leben gestalten und dafür Opfer bringen. Das innere Gebet kann durch Gebetshaltung (gefaltete Hände, gesammeltes Wesen) versinnlicht werden. Je inniger und je tiefer die religiösen Gefühle sind, die gezeigt werden sollen, um so sorgfältiger und diskreter muß auch die Gestaltung sein. Jede falsche Note wird hier sofort als unerträglicher Kitsch empfunden und stößt ab.»

Mit andern Worten: Nicht die Form ist entscheidend, sondern der Inhalt, die Beschäftigung mit religiösem Gedankengut, ob dies nun kunstvoll geschieht oder nicht, also letztlich die Beschäftigung mit Gott oder mit göttlichen Dingen, wenn wir schon als Religion des Menschen Verhältnis zu Gott annehmen.

Für diese Grundfrage ist es somit im Letzten gleichgültig, was für Kleider die Menschen tragen, ob sie Vertreter des Priester- oder des Laienstandes sind, welchen Beruf sie ausüben, ja sogar welcher Konfession sie angehören. Auf diese Weise oder nur so wird es möglich, eine erste Sichtung der Werke, die mit Recht oder zu Unrecht als religiös bezeichnet werden, vorzunehmen. Ein Film, wie der mit Bing Crosby, «Going my way», der in einem Pfarrhaus spielt und das Generationen-Problem zweier Geistlicher so köstlich behandelt (den alten Pfarrer spielt höchst humorvoll der sympathische Barry Fitzgerald, während Bing Crosby singend und sporttreibend seinem völlig anders gearteten, aber im Schlußeffekt doch gleichgerichteten Seelsorgsideal nachlebt), scheidet zum vorneherein als religiöser Film aus. Die Rollen könnten gerade so gut ohne Schaden für den Film von zwei Vertretern eines anderen Standes gespielt werden, etwa von zwei Lehrern.

Ein Film jedoch wie «The song of Bernadette» mit Jennifer Jones entspricht völlig unserer Definition, denn sein Anliegen ist religiöser Art und nicht auswechselbar: Es geht um die Ereignisse, die sich vor 100 Jahren, 1858, bei der Grotte von Massabielle in Lourdes mit den Erscheinungen der Madonna abspielten (nach Werffels gleichnamigem Buch); es liegt also ein echt religiöses Anliegen dem Ganzen zugrunde.

An der Biennale von Venedig 1957 wurde ein Film aufgeführt, der ebenfalls die Bedingungen eines religiösen Films erfüllt: «Die Harfe von Burma», japanischer Produktion. Er entnimmt der buddhistischen Gedankenwelt seine Kraft und Schönheit, und seine Aussage ist eindeutig religiös.

Kürzlich erschien in den Kinoteatern der Schweiz ein Mammutfilm des Spezialisten dieser Art, Cecil B. de Mille, «The ten Commandments» (Die 10 Gebote). Der Film erzählt auf echt amerikanische Art die Lebensgeschichte des Moses und den spektakulären Auszug des jüdischen Volkes aus der ägypt-

tischen Knechtschaft in die Wüste. Ein ganzes Heer von Statisten wurde zum Aufbau der riesenhaften Szenen bemüht, ein Riesenaufwand in Bewegung gesetzt. Das Ganze soll nicht weniger wie 13¹/₂ Millionen Dollars verschlungen haben, was über 57 Millionen Schweizerfranken entspricht. Allein die Darstellung des Durchzuges durch das Rote Meer kam auf nahezu zwei Millionen Dollars (8¹/₂ Millionen Schweizerfranken) zu stehen. Der Film ist auch entsprechend ausgefallen! Doch eines kann ihm nicht abgesprochen werden. Er entspricht der Definition, die wir für den religiösen Film aufgestellt haben: sein Inhalt ist nichts anderes, als ein mehr oder weniger romanhaft ausgeschmückter Teil der biblischen Geschichte. De Mille wollte möglichst getreu diese Zeitperiode rekonstruieren. Er hat keine Kosten gescheut, um das im Buch Exodus aufgezeichnete, für das auserwählte Volk schicksalhaft-dramatische Geschehen in einer grandiosen Riesenfreske möglichst getreu bis in alle Details nachzuzeichnen. Sieben Jahre dauerten die wissenschaftlichen Vorarbeiten des Forscherteams unter der Leitung von Henry Görldinger. Doch weder die monstruösen Kosten – oder Unkosten – noch die Sorgfalt, mit der jede Einzelheit der Architektur, der Kleider und der Gebräuche im Reiche Ramses II. zur Anschaulichkeit erstehen, vermögen den an europäische Religiosität Gewöhnten irgendwie zu packen. Man hat kaum ein geistiges Verhältnis zu den Gestalten auf der Leinwand; die Leiden des versklavten, ausgepeitschten Volkes der Juden gehen einem keineswegs zu Herzen. Alles ist zu sehr gespielt, ja sehr genau bis aufs letzte I-Tüpfelchen gespielt, aber zu wenig wirklich erlebt.

Die Bejahung oder Ablehnung der «10 Gebote» in seiner religiösen Aussage ist Sache des Geschmacks und des religiösen Temperamentes. Während in USA dieses Werk aus allen Schichten der Bevölkerung, vom Kardinal bis zum einfachen Kaplan, vom Universitätsprofessor bis zum schlichten Arbeiter, einmütig und begeistert mit höchstem Lob überschüttet wurde, war die Aufnahme in unseren nüchterneren geographischen Breiten, in der Schweiz wie besonders in Deutschland, viel umstrittener und zwiespältiger. Während manche, auf deren Urteil man etwas geben kann, den Film als Ganzes wenigstens gelten lassen, als eine konkrete Veranschaulichung einer Periode der biblischen Geschichte, wenden sich andere fast mit Abscheu von dieser «veramerikanisierten» Religion, was nicht hindert, daß das Publikum z. B. in Zürich dem Film viele Wochen die Treue gehalten hat.

Der wertvolle religiöse Film

Daraus, ob es sich bei einem Werk tatsächlich überhaupt um einen religiösen Film handelt oder nicht, kann anhand der Begriffsbestimmung Klarheit geschaffen werden. Daneben aber besteht die viel wichtigere Frage nach der Qualität. Es gibt selbstverständlich Werke, bei denen zum vornehmerein ziemliche Einmütigkeit im Urteil über den Wert eines Filmes besteht. Das sind die Filme von eindeutig wertvollem respektive wertlosem Inhalt.

Viele Zuschauer mit besonders ausgeprägtem, wenn auch nicht immer sehr differenziertem religiösem Leben begrüßen vor allem die sogenannten frommen Werke, da sie direkt ihrem religiösen Bedürfnis entgegenkommen. Das mag wohl der Grund sein, warum das sogenannte «Kirchenvolk» für gewisse religiöse Filme allein als Publikum in Frage kommt. Beliebte sind vor allem die hagiographischen Werke. Es ist zuzugeben, daß sich einige dieser Verfilmungen, das ist die Sichtbarmachung des Lebenswerkes von Heiligen, infolge guter Regisseure und ausgezeichnete Darsteller einen ansehnlichen Platz in der Reihe der sehenswerten Filme erobert haben. Sie wecken echte religiöse Ergriffenheit. So ist heute noch unvergessen «Monsieur Vincent» von Maurice Cloche, mit dem unvergleichlichen Pierre Fresnay in der Titelrolle. Es mag allerdings stimmen, daß der ungeahnte Erfolg dieses Filmes weni-

ger auf seiner rein religiösen Aussage als auf menschlich packenden Werten liegt, indem die alles überwindende Nächstenliebe des großen Apostels der Armen völlig im Vordergrund steht.

Besonders wertvoll ist auch die ergreifende Geschichte der jugendlichen Märtyrerin der Reinheit, Maria Goretti (*Cielo sulla palude*, 1949), mit der schlichten Laiendarstellerin, dem Bauernmädchen J. Orsini in der Hauptrolle. Doch diese hervorragenden Heiligenwerke bilden eher die Ausnahme. Der gute Wille und der Eifer bei der Gestaltung stehen nicht immer in direktem Verhältnis zur künstlerischen Kraft und zum Können. Wie sehr die künstlerische, religiös-geistige Aussage derartiger Filmvorhaben steht und fällt mit dem Können des jeweiligen Regisseurs, bzw. der Darsteller, zeigen Filme wie «*Le sorcier du ciel*» über den heiligen Pfarrer von Ars, oder «*Uomini non guardano il cielo*», ein Film über Pius X., in welchem die einzig wirklich interessante Szene eine getreue Rekonstruktion des Konklaves bildet, in welchem Pius X. gewählt wurde. Das große Handicap bei den meisten Filmen dieser Art ist die allzu sehr prononcierte Propaganda-Tendenz. «Man merkt die Absicht und ...». Die Menschen wollen angeregt werden, doch sie wünschen es auf diskrete, taktvolle Weise.

Diese Gedanken führen uns zum heikelsten Punkt in der Problematik des religiösen Films. Das religiöse Gefühl der Menschen gehört zum Intimsten und Zartesten, das jeder Zurschaustellung widerspricht. Nichts ist dem heutigen Menschen derart peinlich wie das Hervorzerren seiner innersten religiösen Gedanken und Empfindungen. Es kann nicht deutlich genug betont werden: jede Taktlosigkeit auf dem Gebiet des Religiösen schlägt nicht selten in das Gegenteil um. Gerade wertvolle, zartbesaitete, für echte religiöse Werte aufgeschlossene Zuschauer fühlen sich dann abgestoßen.

Taktvolle Behandlung religiöser Stoffe

In den letzten zehn Jahren hat die Kinematographie neben unendlich viel Wertlosem uns auch eine schöne Anzahl wahrer Kunstwerke geschenkt, die wir, trotzdem sie unserer oben angeführten Definition auf den ersten Blick vielleicht nicht voll entsprechen, bei näherem Zuschauen hin als mit wertvollster religiöser Sinnggebung erfüllte Filme begrüßen dürfen. Hier wird nicht mit dem Trichter die Religion eingegeben, nein, wir werden mit Menschen konfrontiert, die in wesentlichen Dingen aus tiefster religiöser Haltung ihr Leben gestalten, denen diese religiöse Haltung die Kraft gibt, schwere Fragen zu lösen, die unter dem Einfluß der Gnade Gottes eine innere (und äußere) Wandlung vollziehen. Solche «spiritualistische Filme» sind Gnaden an das Publikum, von gottbegnadeten Künstlern geschenkt. Als Beispiel nennen wir drei Namen: Robert Bresson, Leo Johannon und Federico Fellini. Bresson führt uns unter anderem in seinem wundersamen «*Journal d'un curé de campagne*», nach Bernanos gleichnamigem Roman, einen jungen Priester vor, den alles: seine äußerste Armut, seine erbärmliche Gesundheit, sein Unvermögen mit Menschen zu verkehren, seine feindliche Umgebung, sein eher pessimistischer Charakter, das alles zu kläglichem Fiasko zu prädestinieren scheint, der aber unter dem Einfluß der Gnade, trotz aller Anfechtungen, sich zu echter seelischer Größe emporringt und mit den Worten stirbt: «Alles ist Gnade.»

Johannon andererseits hat sich auf die Behandlung ausgefallener Situationen spezialisiert. Alle seine bisherigen Filme tragen den Stempel des maßlosen, oft schockierenden, brutalen Realismus. Doch es gelingt ihm immer wieder, wesentliche Wahrheiten des Christentums darin zu verkünden. «*Le défroqué*» mit Pierre Fresnay ist die Geschichte eines aus Hochmut vom Glauben abgefallenen Priesters, der durch das Opfer eines jungen Mitbruders schließlich von der Gnade überwunden und zum Glauben zurückgeführt wird. Der zweite Film geht wiederum auf wenig begangenen Wegen: «*Le secret de*

Soeur Angèle». Er zeigt uns die seelische Einstellung einer schlichten, gottergebenen Klosterfrau, die sich in letzter übernatürlicher Nächstenliebe für einen Verbrecher aufopfert. Am meisten wird wohl der dritte, in der deutschen Schweiz noch nicht angelaufene Film von Johannon zur Diskussion reizen: «*Le désert de Pigalle*». In diesem Film sucht ein Priester der «Mission de France», von Pierre Trabaud ergreifend dargestellt, im Milieu der Dirnen und Zuhälter vom Montmartre, diesen Ärmsten unter den Armen, geistlichen und priesterlichen Beistand zu bringen.

Bei allen Filmen von Leo Johannon hat man hier und dort das Gefühl, daß das künstlerische Können nicht voll und ganz den hohen Ansprüchen des Themas zu entsprechen vermag. Dieses Gefühl lassen die Werke eines andern größten Filmkünstlers der heutigen Zeit, des Italieners Federico Fellini, nicht aufkommen. Hier sitzt alles bis zum letzten Detail und der Gesamteindruck seiner beiden letzten Werke ist immer ein geschlossener Appell an die übernatürliche Gnade: Wie schön wird doch dieses Wirken der Gnade offenbar in «*La Strada*», wo das ganz arme, geistig höchst bescheidene, von keinen Gaben der Natur beschenkte Mädchen Gelsomina durch die mannigfaltigen inneren und äußeren «Abenteuer» einer langen Reise über einsame Straßen immer mehr heranreift zu echter innerer Größe. Auch der zweite Film Fellinis, «*Notti di Cabiria*», offenbart uns diesen schlichten und doch wirksamen Weg der Gnade in einer Menschenseele. Cabiria wandelt sich von der leichtfertigen Dirne mehr und mehr zur Verantwortung gegenüber dem Göttlichen und steht am Schluß, wenn es im Film auch nicht direkt gesagt wird, doch als offensichtlich Gewandelte da. Die Werke von Fellini überzeugen uns so sehr und bereichern den Zuschauer darum, weil das wunderbarste Zusammenspiel von Regisseur und Hauptdarstellerin (Giulietta Masina, die Gelsomina und die Cabiria, ist Federico Fellinis Frau) zur Erfüllung einer gemeinsamen künstlerischen und geistigen Aufgabe sichtbar wird.

Wir sind der Überzeugung, daß solche Filme auf lange Sicht mehr zur Vertiefung religiöser Werte beitragen können wie die wenig gekonnte direkte Darstellung des Religiösen. Wir dürfen in diesem Zusammenhang zum Schluß dieser Ausführungen

die Worte *Papst Pius XII.* erwähnen, die er in seiner herrlichen Ansprache im Petersdom am 28. Oktober 1955 an Filmschaffende richtete: «Eine Frage verdient es nun besonders, daß man sich sorgfältiger mit ihr befaßt: Ist es erlaubt, bei Spielfilmen einen religiösen Stoff zu verwenden? Darauf ist zu antworten, daß nicht einzusehen ist, warum derartige Stoffe aus prinzipiellen Erwägungen ausgeschlossen werden sollten. Um so mehr, als die auf diesem Gebiet bereits gemachten Erfahrungen erweisen, daß bei Filmen rein religiösen Inhalts erfreuliche Resultate erzielt worden sind.

Aber auch wenn das Thema nicht ausdrücklich religiös ist, sollte der ideale Spielfilm das religiöse Moment nicht vernachlässigen. Es ist festzustellen, daß auch moralisch vollkommen einwandfreie Filme geistig schaden können, wenn sie dem Zuschauer eine Welt bieten, in der es keinen Hinweis gibt auf Gott und auf die Menschen, die an ihn glauben und ihn verehren. Eine Welt also, in der die Menschen leben und sterben, als ob Gott nicht existierte. Oft genügt in einem Film ein kurzer Augenblick, ein Wort über Gott, ein Gedanke an ihn, ein Seufzer des Vertrauens zu ihm, eine Bitte um göttliche Hilfe. Die große Mehrheit der Menschheit glaubt an Gott. In ihrem Dasein spielt das religiöse Gefühl eine bedeutende Rolle. Nichts ist daher natürlicher und naheliegender, als daß man im Film darauf gebührende Rücksicht nimmt.

Andererseits muß zugegeben werden, daß nicht jedes religiöse Phänomen, nicht jede religiöse Tatsache sich auf die Leinwand übertragen läßt; teils, weil es unmöglich ist, diese Dinge szenenmäßig darzustellen, teils, weil Frömmigkeit und Respekt es verbieten, derartiges zu versuchen. Außerdem bietet ein religiöser Stoff für die Verfasser und die Schauspieler oft besondere Schwierigkeiten: eine der größten ist es vielleicht, jede Spur des Künstlichen und des Manierierten, jeden Eindruck von etwas rein mechanisch Angelerntem zu vermeiden.

Der wahren Religiosität ist jede äußerliche Zurschaustellung zutiefst zuwider, und man kann sie nicht schauspielerisch darstellen. Die religiöse Darstellung durch den Schauspieler trägt, auch wenn sie mit der besten Absicht durchgeführt wird, selten das Gepräge etwas wirklich Erlebten und so dem Zuschauer Mitteilbaren.»

Ch. Reinert

Verlorene Kindheit

Ein Mensch ging in einer unheimlich finstern Novembernacht auf die Straße und beschloß, sich in derselben Nacht noch zu erschießen, nachdem er in den Monaten zuvor erkannt hatte, daß überall auf der Welt alles einerlei sei und es im Grunde der Dinge keine Wahrheit gebe. Er wollte es zwar schon lange tun, aber in dieser Nacht sollte es endlich unabänderlich geschehen.

«Und siehe da, als ich so gegen den Himmel schaute, faßte mich jenes kleine Mädchen am Ellbogen. Die Straße war schon leer und fast kein Mensch war zu sehen. In der Ferne schlief ein Kutscher in seiner Droschke. Das Mädchen war gegen acht Jahre alt, hatte nur ein Kleidchen und ein Tüchelchen, war ganz durchnäßt. Doch mir fielen ihre durchnäßten, zerrissenen Stiefelchen auf, an die ich mich noch jetzt erinnere. Sie stachen mir ganz besonders in die Augen. Das Mädchen zupfte mich plötzlich am Ärmel und rief mich an. Sie weinte nicht, sondern stieß irgendwelche abgerissenen Worte hervor, die sie nicht deutlich aussprechen konnte, da sie am ganzen Körper vor Kälte zitterte. Irgend etwas hatte sie in Schrecken versetzt und sie rief voller Verzweiflung: ‚Mutti, Mutti!‘

Ich sah mich einmal nach ihr um, sagte aber kein Wort und setzte meinen Weg fort, sie aber lief neben mir und zupfte mich am Ärmel. Aus ihrer Stimme klang jener Ton heraus, der bei erschrockenen Kindern Verzweiflung bedeutet. Ich kenne diesen Ton. Obwohl sie keine Worte hinzufügte, begriff ich doch, daß ihre Mutter irgendwo im Sterben lag, oder sonst etwas dort bei ihnen geschehen sein mußte und daß sie hinausgelaufen war, um Hilfe für ihre Mutter zu finden.

Ich aber folgte ihr nicht, im Gegenteil, bei mir setzte sich der Gedanke fest, sie wegzujagen. Zuerst sagte ich ihr, sie solle einen Schutzmännchen

suchen. Sie aber faltete plötzlich die Händchen und lief schluchzend, außer Atem, mir zur Seite und wich nicht mehr von mir. Und da stampfte ich mit dem Fuß und schrie sie an. Sie stammelte nur: ‚Herr, Herr‘, dann verließ sie mich und lief hastig auf die andere Seite der Straße: Dort erschien irgendein Vorübergehender, und sichtlich lief sie von mir zu ihm...

Ich stieg in meinen fünften Stock. Ich wohne als Aftermieter in einer Art Herberge. Mein Zimmer ist klein und ärmlich, das Fenster ist halbrund, wie in einer Dachstube. Ich habe einen mit Wachstuch überzogenen Diwan, einen Tisch, auf dem Bücher stehen, zwei Sessel und einen Lehnstuhl, der alt, sehr alt, aber bequem ist. Ich setzte mich, zündete die Kerze an und begann nachzudenken ... Warum habe ich denn dem kleinen Mädchen nicht geholfen? Einem, der sich gerade ermorden will, ist doch alles einerlei. Und doch, es war mir so, als könnte ich jetzt nicht sterben, bevor ich nicht etwas gelöst hätte. Kurz, jenes Mädchen errettete mich, weil ich mit diesen Fragen das Erschießen verschob.»

Dieser seltsame Mensch, der hier zunächst von seinen letzten Stunden erzählen will, plötzlich tief in der Nacht durch die Begegnung mit einem Kind seinen Entschluß ändert und dann in einer grandiosen Vision in das verlorene Paradies geführt wird, ist der Held aus dem «*Traum eines lächerlichen Menschen*», jener berühmten Erzählung *Dostojewskijs*, die er 1877, wenige Jahre vor seinem Tod, niederschrieb und in der der große Dichter die tragenden Ideen seines ganzen Schaffens an der Schwelle der «*Brüder Karamasoff*» durch alle Qual und Finsternis des menschlichen Daseins hindurch zu einem hinreißenden Hymnus auf die Wahrheit und das Leben und seine geheimnisvolle Herrlichkeit zusammengefaßt hat. Doch davon

soll hier nicht weiter gesprochen werden; Dostojewskij hat uns gleichsam nur das Tor zu einer Betrachtung geöffnet, in der wir einmal dem vergessenen Geheimnis der Kindheit nachsinnen wollen, denn der Mensch von heute ist in einem erschütternden Ausmaß von dieser Vergessenheit gezeichnet.

1.

Was ist der metaphysische Hintergrund der Erfahrung des Helden aus Dostojewskijs Erzählung? Der ganze Vorgang ist von unwälder Bedeutung, denn es handelt sich bei dieser nächtlichen Begegnung um mehr als eine bloß vorübergehende Rührung. Hier wurde ein Mensch, der im Begriff war das Äußerste zu tun, was einer vollziehen kann, wenn ihm alles, was die Menschen treiben, unterschiedslos in eine letzte Sinnlosigkeit zusammengeronnen ist, im Abgrund seines Herzens angerufen. Hier hat einer an der Grenze seines Daseins erfahren, daß der Mensch mit einem unauslöschlichen Durst die Sinnhaftigkeit der Welt bekennen muß, die immer früher und später ist als alles noch so empörerische Nein des Menschen.

Warum aber war gerade ein Kind berufen, durch sein schmerzzerzerrissenes Stammeln so in die Tiefe eines Menschen zu wirken? Manche werden sagen, das sei alles übertrieben und irgendwie krankhaft, ein Traum eines von der Epilepsie immer wieder heimgesuchten Dichters. Man könne deshalb diese Erfahrung höchstens als ein Zeugnis in diesem Sinn gelten lassen, in sich aber trage sie keinen Verweis auf die menschliche Existenz, wie man sie durchschnittlich erfahre. Aber die Frage ist ja gerade die, ob unsere alltäglichen Maßstäbe stimmen. Woher nehmen wir das Recht, so einfach zu behaupten, das und das könne nicht sein, nur weil es nicht in unsere dürftige Vorstellung von der Wirklichkeit paßt? Tun wir nicht oft so, als ob es nur das geben könne, was wir zuzugeben bereit sind, um alles andere, das auch ist, zu unterschlagen oder lächerlich zu machen, weil es unser armseliger Verstand nicht faßt?

Zeigt dagegen in Wahrheit nicht jeder Tag unseres eigenen Lebens und jeder Tag im Gang der Geschichte, daß es mehr Dinge im Himmel und auf Erden gibt, als unsere Schulweisheit sich träumt, und daß die Wurzeln unserer Gedanken und Gefühle vom Unergründlichen umschlossen sind?

Der Wirklichkeitssinn des modernen Menschen ist durch die Vorherrschaft des technischen und bloß quantitativen Denkens, für das ein Pfund Butter, eine Maschine oder irgendein augenblicklicher Erfolg realer ist als ein Gedanke oder ein Gedicht, eine Gewissensentscheidung oder ein Wort selbstvergessener Liebe, so abgestorben, daß weithin nur noch die Frage nach dem handgreiflichen Nutzen für die Urteilsbildung bestimmend ist. Dieser Mensch ist besessen vom Aktuellen, vom gerade Gängigen, er ist dem Rhythmus der Stunde verfallen und weiß nichts von einem Ausblick auf die Gipfel der Zeit. Deshalb sitzt ihm jeder Tag wie eine Faust im Nacken und treibt ihn ruhelos umher, ein Ereignis löst das andere ab, ohne daß der geistige Zusammenhang der Geschehnisse sichtbar würde. So wird das Dasein öde und langweilig, es trocknet aus und verstaubt. Gewiß, man erfüllt seine Berufspflicht, man hat seine Freunde und sein Hobby, man ist unter Umständen auch wissenschaftlich interessiert, es gibt Festspiele und zahllose Kongresse, die dazu beitragen, die Flucht des Menschen vor sich selbst und seine innere Leere kulturell zu garnieren. Aber in all dem trifft sich der Mensch nicht mehr in seinem Wesensgrund und in der wurzelhaften Tiefe seiner Existenz.

Und dennoch bezeugt er sie auch als vergessene, weil sie auch dort anwesend ist, wo man sie nicht mehr, das heißt nur noch im Modus der Verneinung erfährt: im Gefühl der Langeweile und der Hetzjagd des Lebens, der schwindenden Begeisterung und des absinkenden Mutes, in der Angst vor der Stille und dem Alleinsein; sie kündigt sich an in der

Anfälligkeit des Intellektuellen für Ideologien, sie lebt irgendwie in den Jungen, die sich zu Banden zusammenschließen, um dem bürgerlichen Trott zu entkommen und ein spannungsgeladeneres Dasein zu führen; die vergessene Tiefe ist da in der Trostlosigkeit, die durch alle Spalten des alltäglichen Betriebes nach dem Menschen greift, sie wirkt im plötzlich da und dort aufbrechenden Gefühl, daß alles schwankt, brüchig und dem Tod ausgeliefert ist und ins Bodenlose abstürzt, und sie ist in allen Versuchen, diese Erfahrung wieder rückgängig machen zu wollen, gerade als verleugnete und verdrängte noch einmal unüberwindbar als unheimliche Macht anwesend.

Weil der Mensch aber als geistbegabtes Wesen offen ist für die grenzenlose Fülle der Wirklichkeit, ist er ein «undefinierbares» Wesen, das nie «hinter sich» kommt, sondern immer schon eingesenkt ist in das unausmeßbare Geheimnis des Seins. Und selbst noch in der radikalsten Form der Verneinung, im Selbstmord, bezeugt er noch einmal mit eigener Hand, daß er sich selbst fragwürdig ist, daß ihm die Erde nicht genügt, daß er im Innersten schon mehr weiß als sie fassen kann, ja daß er schon etwas vom ganz Anderen gekostet haben muß, um überhaupt einen Grund für seine furchtbare Tat zu finden, in der sich das Wort erfüllt, daß alle Verzweiflung und alle namenlose Traurigkeit vom verlorenen Paradies lebt.

Das ist die negative Erfahrung der Sinnhaftigkeit der Welt und des menschlichen Daseins. Doch in keines Menschen Leben gibt es nur sie, weil auf irgendeine Weise immer schon, wenn auch später nie oder lange nicht mehr, allem Verneinenden das Bejahende und aller Qual das Glück vorausgegangen sein muß.

Und das ist überall, wo es Menschen gibt, die Zeit der Kindheit gewesen, «die als erste aufsteigt aus den Tiefen einer jeden Agonie» (Bernanos).

Es kann sein, daß uns an bestimmten Festen die Erinnerung an sie ergreift oder uns in den dunklen Stunden des Schmerzes das ferne Leuchten jener Ursprungsjahre trifft. Mitten in den Sorgen des Alltags kann uns der Anblick spielender Kinder entzücken oder die Frage eines Kleinen uns plötzlich wie erwachend aufhorchen lassen. Das Kind in uns kann wieder aufstehen und auf uns zukommen, wenn uns sonst alle verlassen haben.

Woher kommt es, daß die Dichter unaufhörlich die verlorene Kindheit ahnend beschwören? Ein *Marcel Proust* zum Beispiel, der sein Leben lang auf der Suche war nach der verlorenen Zeit. Was bewegte *François Mauriac*, dem man wirklich nicht nachsagen kann, daß er um die Abgründigkeit des Menschen nicht wisse, als er anläßlich der Verleihung des Nobelpreises sagte:

«Wer von dem Bösen erfaßt ist, ist es auch von der Reinheit, von dem Kindsein. Es tut mir leid, daß die Kritiker und die allzu hastigen Leser die Stellung des Kindes in meinen Romanen übersehen. Ein Kindertraum bildet den Schlüssel zu allen meinen Büchern.»

Und warum hatte *Dostojewskij*, dieser gewaltigste Botschafter der russischen Seele, eine solch brennende Liebe zu den Kindern? Warum stehen sie immer wieder an den Schlüsselstellen seiner offenbarungsmächtigen Werke? — Was zieht diese Abenteurer des Geistes und des Herzens so unwiderstehlich zur Kindheit hin wie zu einem seligen Land, das ohne Makel ist?

2.

Wenn wir versuchen, dem einmal etwas mehr nachzugehen, was uns durchschnittliche Menschen hin und wieder trifft, wenn wir der Kindheit gedenken und andererseits auf das hören, was uns die Dichter und Denker als die Hüter der Geheimnisse des Menschen auf dieser Erde sagen, dann ist es zunächst einmal die Erfahrung der Geborgenheit in einer noch heilen Welt, eine staunende Offenheit für alles, was ist.

Die Kindheit ist die Zeit des Anfangs und der Frühe, die Zeit, in der im Grunde nichts selbstverständlich und alles ge-

heimnisdurchwoben ist. Als Kind ist der Mensch noch naturhaft fromm, froh und heiter, weil er noch nichts weiß von der Zerrissenheit der Welt und der Bosheit, die aus dem eigenen Herzen aufsteigt. Die Kinderzeit ist die Zeit des Aufenthaltes an den Ursprungsorten des Daseins: zunächst im Schoß der Mutter — in diesem wunderbaren Mysterium, wo ein unsterbliches Geschöpf der Welt und allen ihren Schicksalen entgegenwächst —, dann im Vaterhaus, wo der Umgang mit den Dingen anfängt und der Geist in der Sprache aufzublühen beginnt und die kindliche Fragekraft erwacht und überall dort, wo um das Kind herum Heimat ist und es das stille Walten der Liebe allein erfährt. Sein leidenschaftsloses Feuer, das alles einwandelt, das keusche Reifen, die Freude, der Überschwang ins Hohe und nicht Faßbare, die Opferbereitschaft und die lautere Hingabe — all dies lebt aus der Mitte der unvergifteten Lebens-einfalt oder ist mit ihr identisch.

Das Kind sieht noch mit einfältigen Augen, daß alles wahr ist. Darum hat der große *Newman* gewußt, als er schrieb:

Das Kind «besitzt die eine große Gabe, daß es anscheinend erst jüngst aus Gottes Gegenwart gekommen ist und die Sprache dieser sichtbaren Bühne nicht versteht, auf welche Weise diese zur Versuchung wird oder zum Schleier, der sich zwischen die Seele und Gott schiebt. Die Einfachheit der kindlichen Vorstellungs- und Begriffswelt, seine Bereitschaft, alles zu glauben, was ihm erzählt wird, seine ungekünstelte Liebe, sein offenes Vertrauen, die Anerkennung seiner Hilflosigkeit, seine Unkenntnis des Bösen, sein Unvermögen, die Gedanken zu verbergen, seine Genügsamkeit, sein schnelles Vergessen des Verdrusses, seine Bewunderung ohne Begehren und vor allem sein ehrfurchtsvoller Geist, der alle Dinge der Umwelt als wunderbar ansieht, als Zeichen und Abbilder des Einen Unsichtbaren, sind in ihrer Gesamtheit ein Beweis dafür, daß es sozusagen erst jüngst noch ein Besucher in einer höheren Welt gewesen ist.»

Solche und ähnliche Gedanken suchen alle das Geheimnis der Kindheit zu deuten und finden es in der reinen Helle der Einfalt des Herzens, in der sich die empfängnishafte Tiefe der Welt verkörpert. Das Kind baut nicht auf sich selbst und seine einzige Macht besteht in seiner Hilflosigkeit, sie ruht im totalen Angewiesensein auf die das Haus der Liebe bauenden Eltern, aus deren Hand alles Gute kommt und die der Herd aller Wärme sind. Es muß in diesen bergenden Raum eingelassen und eingesenkt sein, sonst lernt es allzu früh die ganze Widersprüchlichkeit der Welt kennen und hat später dann, wenn es einmal die Last dieses endlichen und todverfallenen Daseins drücken sollte, nicht einmal die Möglichkeit, Kraft zu schöpfen aus der Erinnerung an die seligen und so herrlich in eins gefügten Tage der Kindheit, die nur so sein konnten, nicht etwa, weil das Kind noch «naiv» ist und nichts von der Gewalt des Bösen ahnt, sondern weil alles in seinem letzten Ursprung gut ist.

Es gibt keine Erinnerungen, die für den Menschen wertvoller wären, als die der ersten Kindheit im Elternhause. Was hier an Samenkörnern der Wahrheit ausgestreut wird, dringt tief und unvergeßlich in das Kinderherz ein; umgekehrt aber ist das, was Vater und Mutter dem Kind in der Zeit der weitesten Offenheit des Menschen für die unsichtbare Welt nicht geben, später kaum mehr nachzuholen. Es gibt Menschen, die das Licht der Kindheit vor dem Selbstmord gerettet hat, und es gibt Menschen, die den Frieden mit sich selbst nicht mehr gefunden haben und verzweifelt sind, weil sie in ihrer Not dem Kind in der Tiefe ihres eigenen Wesens nicht mehr begegnet sind.

Die elterliche Liebe muß daher selber im Überirdischen verwurzelt sein, sonst vermag sie dem Kind das gar nicht zu schenken, für dessen Empfang es seiner Natur nach ausgerichtet ist. Eltern müssen ihr Dasein in Glaube, Liebe und Erkenntnis auf einen göttlichen und transzendenten Sinn hin leben, weil sie sonst immer hinter dem Kind zurückbleiben und seine Hände nicht fassen können, die sich so sehr nach dem strahlenden Himmel über der dunklen Erde ausstrecken. Je eindeutiger und kraftvoller Vater und Mutter den göttlichen

Ursprung alles Lebens bezeugen, um so mehr unzerstörbare Freude werden sie schaffen und das heilige Feuer der Kindheit wird noch die mühsamsten Stunden des Alltags erhellen.

Noch in einem anderen, umfassenderen Sinn aber ist unsere Zeit von der verlorenen Kindheit gezeichnet. Zwar sucht man in Kinderpsychologie und Pädagogik heute wieder etwas mehr das Kind in seiner eigenen Welt aufzusuchen, aber die Wissenschaften sind ja selbst durch die Vorherrschaft des atomistisch zerspaltenen und individualistischen Denkens der Neuzeit in eine Grundlagenkrisis geraten, die mit den Mitteln der Wissenschaft selbst überhaupt nicht überwindbar ist. Dazu bedarf es einer philosophischen Besinnung, denn nur sie bekommt das umgreifende Ganze des Daseins und damit auch jenen Horizont in den Blick, unter dem Wissenschaft selbst erst möglich wird.

Psychologie und Pädagogik tun doch so, als ob man die kindliche Welt mit den Mitteln der Analyse «hintergehen» und damit in den Griff bekommen könnte, um sie klar gegen die Welt des Erwachsenen abzusetzen und später in sie hineinzustellen. In solch einer Haltung verrät sich ein Denken, das nichts mehr von den unbegreiflichen Ursprungsgründen des menschlichen Daseins weiß und von der stillschweigenden Voraussetzung ausgeht, daß das Spätere heller als das Frühere und im Durchschauen mehr Wahrheit als in der noch ungeschiedenen Einheit sein müsse. Das aber ist ein fundamentaler Irrtum, denn wer nicht endlich frei geworden ist für die Erkenntnis, daß die Wissenschaft wesensnotwendig zweitrangig ist und die Urdynamik des Lebens nie einzuholen vermag, sondern selbst von ihr zehrt und auf sie angewiesen ist, zieht immer den Kürzeren und ist in Gefahr, in all dem, was er sonst in der Welt erreichen mag, sein Menschentum überhaupt zu verlieren.

3.

Wir würden uns zu früh von unserem Thema verabschieden und nichts von seinem unüberbietbaren Horizont erblicken, wenn wir abschließend nicht an den ursprungshaften Bezug der Kindschaft zum menschlichen Dasein schlechthin erinnern wollten.

Das Kind repräsentiert den Menschen im Kern seines metaphysischen Wesens.

In seiner radikalen Verwiesenheit auf die andern ist es das Urbild menschlicher Existenz überhaupt, deren wesenhafte Auszeichnung die seinsbegründete Kindschaft des Geschöpfes ist. Es sieht zunächst nur so aus, als ob der Erwachsene, sich selbst durchbringende Mensch aus und für sich lebe und aus dem Land des Kindseins ausgewandert sei. Was er dabei auch schaffen mag, ob es nun alltägliche Gebrauchsartikel oder Raketen zur Eroberung des Weltraums sind, spielt für das Wesen der Sache keine Rolle, denn dem tiefer dringenden Auge des Geistes öffnet sich unter dieser Oberfläche eine ganz andere Welt, nämlich die Kindheit als die bleibende Grundverfassung des menschlichen Daseins.

Alles, was der Mensch ist, hat und kann, ist und vermag er metaphysisch gesehen nicht aus sich, sondern er hat es immer schon empfangen, gehört und vernommen. Weil er Geschöpf ist, endlich und hilflos und doch das Gewaltigste vom Gewaltigen unter dem Himmel, wie schon Sophokles wußte, kommt der Mensch nur durch die Empfängnis der Wahrheit und des Guten zur Existenz, so daß er immer nur — in den verwegenen planetarischen Experimenten der Technik ebenso wie im großen Kunstwerk — ein Erfinder dessen bleibt, was schon ist.

Das Kindsein verstehen aber heißt zuletzt, das Dasein des Menschen in seinem religiösen Wesen enthüllen. Indem uns Gott selbst im unergründlichen Geheimnis seiner freien personalen Selbsterschließung in die unendlichen Tiefen seines väterlichen Seins eingelassen hat und in seinem fleischgewor-

denen Sohn für immer unser aller Bruder wurde, haben wir den Geist der Kindschaft empfangen, in dem wir rufen: Abba, Vater (Röm 8,8—15). Der Unendliche ist zu uns Endlichen mit der unendlichen Sehnsucht gekommen und allen, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden (Joh 1,12). So hat Er den Menschen auf dieser vergänglichen Erde auf eine Weise heimgesucht, die alles Begreifen übersteigt. Jetzt ist der Geist der Kindschaft ausgegossen über alles Fleisch, der ganze Kosmos schwingt darin, und es ist nicht mehr möglich, daß alles wieder in den Abgrund der Vaterlosigkeit zurückfällt. Der Mensch hat zwar, weil ihn Gott als freies Wesen wollte, bis zum Ende der Tage die Möglichkeit, Jenen, der in sein Eigentum kam, nicht aufzunehmen, aber er bleibt auch so noch unentrinnbar innerhalb des Horizontes der Kindschaft, denn alle, die das Vaterhaus verleugnen und ausziehen in die Wüsten der Rebellion, bleiben in seinem Kraftfeld und sind gerade als «verlorene Söhne» die, nach denen der Vater an den Toren seines Hauses Tag und Nacht in erschütternder Sehnsucht ausschaut.

Die Kindheit ist der währende Wesensgrund des menschlichen Daseins. «Wer sagt, daß der Mensch am Ursprung Gottes, des Menschen und der Erde Kind ist, sagt zugleich, daß er nicht nur ‚geworfen‘, sondern vorab ‚empfangen‘, nicht ‚ausgesetzt‘, sondern ‚geborgen‘ sei» (*Gustav Siewerth*). Nur weil wir als Kinder diese menschliche Urbeziehung so konkret und leibhaftig erfahren, vermag die Erinnerung an die Kindheit später so bezaubernd und erweckend zu sein. Diese in der Tiefe unserer frühen Jahre glühende Wahrheit ist der Quellgrund des Friedens und der Freude. Welche Erkenntnis liegt darum eigentlich in der Aussage, daß Dieser oder Jener seinen «Kinderglauben» bewahrt habe oder zu ihm zurückgekehrt sei.

So wie *Arthur Rimbaud* nach einem abenteuerlichen und von Irrtümern beschatteten Leben sterbend sagte: «Was dich deine Mutter lehrte: der kleine Katechismus, die Krippe, die Erstkommunion, alles ist wahr, du hast zu Beginn auf einmal die ganze Wahrheit empfangen, und du hast sie im Verlauf des Weges verloren.» Weil das Kind im Sein und Wissen noch

unbefleckt ist und in seiner Unschuld die Gnade, alles eigene Verdienst in sich verzehrend, unmittelbar mächtig ist, kann es geschehen, daß uns seine lautere Existenz in einer Welt, die in einem ruhelosen, den Himmel verfinsternden Titanismus wie besessen nur um sich selber kreist, gleich einem Boten aus dem verlorenen Paradies ist. Genau das aber ist die Wahrheit und diese bekennen seit Jahrtausenden die Dichter.

Unsere Epoche ist eine Zeit der vergessenen Geheimnisse.

Darum erfährt der Mensch von heute die unsagbare Fülle der Wirklichkeit und den Glanz des Wahren so oft nur noch auf negative Weise in Langeweile, Angst, Vergnügungssucht und Kulturbetrieb, in der Gier nach Geld und Besitz, nach Lärm und Tempo, aber auch dort, wo er sein ausgestorbenes Innenleben und den Fluch der Dürre erkennt und zunächst nicht weiß, woher die Flut kommen soll und es auch nicht wissen kann, ehe er nicht wieder gelernt hat, sich dem Tod zu stellen und im Erlebnis der Armut der Kreatur sich zu öffnen für das endlos einströmende Licht. Das aber wäre dann nichts anderes als das Bekenntnis zum Geist der verlorenen Kindschaft, die Rückkehr in ihre bergende Tiefe und einfältige Weisheit. Es wäre nach langem wieder die wachsende Erfahrung, daß im letzten alles Geschenk ist und wir aus uns selbst nichts vermögen, und daß alle Taten des Menschen irgendwie das Zeichen dieser Be-gabung tragen müssen, wenn sie heilsam werden sollen, weil alles, was der Mensch nicht ausschwingen läßt in die immer schon erschlossene Dimension der Gnade, zur Selbstersetzung der Person führt.

Diese Besinnung würde früher oder später unwiderstehlich ihre verwandelnde Macht offenbaren, denn ihre Spur geht zu den Ursprüngen des menschlichen Daseins und des Kosmos im Ganzen zurück. Ein Mensch, der die verlorene Kindheit in diesem sein eigenes vergangenes und das tiefere, bleibende Kindsein des Menschen als solchen umfassenden Sinn auf seinem Weg durch die Welt zu bedenken anfängt, beginnt das Erste und das Letzte als das immer Unbegreifliche und Wunderbare zu begreifen. Und es kann sein, daß ihn zu einer Stunde, da er es nicht erwartet, über Abgründe hinweg das «ewige Kind» in ihm wieder grüßt. *Dr. Walter Strolz*

In Polen im Winter 1958

(Der folgende Bericht bietet Eindrücke und Beobachtungen während eines viermonatigen Aufenthalts in Polen ab Weihnachten 1957. D.R.)

Polen hat das Fenster nach dem Westen geöffnet. Das Einreisen in dieses Land ist nicht mehr so schwierig. Noch wird ein Visum verlangt, aber das Antragsformular dafür ist bedeutend kleiner geworden. Auch dem Polen ist es wieder gestattet, in das westliche Ausland zu fahren, vorausgesetzt, er findet Verwandte oder Bekannte, die ihm das Eisenbahn- oder Flugbillet in Devisen und den Aufenthalt im Besuchsland bezahlen. Mit Devisen steht es sehr knapp, und daß diese sehr begehrte sind, steht außer Frage.

Die Fenster stehen offen

Gomulkas «liberaler» Kurs seit den Ereignissen während der Oktobertage 1956, manchen Schwankungen unterworfen, gibt schon dem Beobachter Aufschluß, daß die vielgepriesenen Errungenschaften des Polnischen Oktobers in mancher Hinsicht dem freieren Atmen der Bevölkerung dienlich sein konnten. Der Luftzug hat vor allem gewissermaßen die Furcht vor der Geheimpolizei weggedrängt, diesem unheilvollen Instrument einer jeden Diktatur-Maschine. Zur Zeit des Stalinismus wagte doch kaum einer, offen mit einem Ausländer ins Gespräch zu kommen. Angst und Mißtrauen auf den Gesichtern machten schon den Besucher aus dem westlichen Aus-

land aufmerksam, Vorsicht walten zu lassen. Doch sei vermerkt, daß Polen auch schon unter der Fuchtel stalinistischer Rutenschläger nicht so sehr die Gangart des moskowitzischen Gleichschritts mitmachte.

Und heute sind wieder die Fenster zur Welt geöffnet. Niemand hat Furcht, mit Ausländern zu reden. Es klingt ein wenig befremdend, wenn man schon wieder in den westlichen Zeitungen zu lesen bekommt, daß Wladislaw Gomulka die jungerblühte polnische Freiheit beschneiden möchte. Es wäre verfehlt, die Angriffe der Partei gegen die Schriftsteller, vor allem gegen Marek Hlasko, der sich zur Zeit in Paris aufhält, und Leopold Tyrmand, als endgültige Besiegelung eines «neuen Aufmarsches» in alter Richtung hinzunehmen.

Da blendet man doch selbst in die Erinnerung zurück, da man jener Besucher war, der jeden Morgen eine der Warschauer Buslinien benützte, um möglichst schnell auf der Nowy Swiat zu sein. Befindet sich doch dort der große Zeitungskiosk, in dem Zeitungen aus dem Westen, wie die «Times», «New York Herald Tribune», «Die Welt», «Frankfurter Allgemeine Zeitung» und auch die «Neue Zürcher Zeitung», verkauft werden. Selbstverständlich bedeutet es oft ein Glücksfall, diese Zeitungen zu bekommen, denn die Nachfrage ist groß und das Angebot klein. Auch hier macht sich die Devisenknappheit bemerkbar. Gleich neben dem Zeitungskiosk befindet sich ein Leseraum, der den ganzen Tag über mit Zeitungslesern besetzt ist; westliche Zeitungen haben den Vorrang, gelesen zu werden. Und es ist nicht zu glauben,

daß man sich nun wiederum in den östlichen Zeitungswald hineinlesen hat. Während der dramatischen Oktobertage schien Polen ein einziger Diskutierklub gewesen zu sein. Die Wellen politischer Leidenschaften stiegen hoch, es wurde nach Möglichkeiten und neuen Wegen gesucht. Es wurde in Hoffnungen geschwelgt, vor allem darin, die wirtschaftliche Misere zu überwinden.

Wirtschaftsmisere nach wie vor

Aber die Ernüchterung folgte nach den hektischen Tagen der Begeisterung. Die Planwirtschaft brachte auch weiterhin nicht den zu erwartenden Erfolg, der teilweise zugelassene Privathandel ließ wohl Initiative erkennen, aber gleichzeitig wurde der Boden freigeplügt für Schwarzhandel und Spekulantentum. Der Handel im Verborgenen blüht, Mangelware, die aus dem Westen kommt, geht unter den Tischen fort oder wird von Hand zu Hand verkauft. Das Spekulantentum, einige Zeit in hoher Blüte stehend, brachte die Presse zum Angriff. Es verging kein Tag, da nicht die polnischen Zeitungen auf diese Eiterbeule im Wirtschaftskörper, oft drastisch, hinwiesen. Auch die Partei wettete los. Es kam zu Gerichtsverhandlungen und auf den Anklagebänken saßen die Schmarotzer, die der Wirtschaft Schaden zufügten.

Die hoffnungsfrohen Wünsche, es werde Gomulka gelingen, den Lebensstandard des polnischen Volkes aufzubessern, sind nicht in Erfüllung gegangen. Eine Vielfalt jahrelang zurückgestauter Sehnsüchte und Wünsche, die sich freigesetzt hatte, blieb auf halber Strecke liegen. Gute und billige Schuhe sind für die meisten Polen heute noch ein Traum, wenn man bedenkt, daß man einen halben Monatslohn für ein Paar Schuhe ausgeben muß, und man nicht behaupten kann, daß diese beste Ware darstellen. Es braucht mehr als einen Monatslohn, um einen Anzugstoff zu erstehen. Wer sich immerhin ein elegantes Oberhemd leisten will, muß seine 200 Zloty ausgeben, das ist oft der Sechstageverdienst eines Büroangestellten.

Wohnungen sind knapp. In Warschau herrscht ein steter Kampf um Wohnungen. Wohl stehen Wohnblöcke in den verschiedenen Stadtteilen; als die Ära Gomulka begann, ließ man sich endlich dazu bequemem, die Fronten der fertiggestellten Häuser zu verputzen. Die Wohnungsmieten sind bis dato im Vergleich zu den anderen Lebenshaltungskosten noch erträglich. Doch seit Monaten hat man es im Ohr, daß die Mietpreise erheblich steigen werden. Um endlich Besitzer einer Neubauwohnung zu sein, braucht es oft einen unkontrollierbaren Weg ... vorausgesetzt man ist kein Funktionär, kein irgendwie Bevorzugter.

Die polnische Wirtschaft mit staatlich gelenktem Plan und wieder zugelassenem Einzelhandel, der nach einem Wort Gomulkas nur die «Lücken füllen» soll, ist ein beängstigendes Experiment, in dem sich Polens Bevölkerung nicht wohlfühlt. Das ist der heute lastende Druck, der zur Resignation verführt. Die individuelle Verbesserung des Lebensstandards ist häufig mit aufreibenden Alltagskämpfen verbunden, die im Widerspruch zu eigentlichen Lebensaufgaben stehen. Der geringe Verdienst – das amtlich errechnete Durchschnittseinkommen beträgt monatlich 1200 Zloty – hat in Fabriken und Büros die Arbeitsdisziplin beträchtlich vermindert. Der Parteichef selbst war es, der immer wieder den Schlendrian brandmarkte, der sich in den Arbeitsprozeß einschlich. So hat man auch schon längst in polnischen Parteikreisen von einem «mißverstandenen Oktober» gesprochen, denn es bräuche noch einen «harten, weiten Weg», um Erfolge zu erzielen.

Aktivität an der Kulturfront

Parallel neben dem schweren wirtschaftlichen Lebenskampf des polnischen Volkes ist es erstaunlich, zu erfahren, wie rege das geistig-kulturelle Leben in Polen ist. Gleich nach dem

Oktober wurde die Aufbau- und Traktoristenliteratur ausgewechselt. Aber schon im Jahre 1954 kam es bei einem Zusammentreffen der Schriftsteller zu erregten Auseinandersetzungen über die linientreue Literatur. Vor allem waren es junge Literaten, die es offen heraus sprachen, daß es nicht mehr so weitergehen könne. Adam Wazyk, Polens bekannter Lyriker, sagte sich von dem gleichgeschalteten Kulturbetrieb los: «Fünf Jahre war ich in einem Krankenhaus für Irrsinnige.» In der «Nowa Kultura» erschien der erste Teil seines «Poems für Erwachsene». Jakob Berman, damals Allgewaltiger in Kultursachen, verlangte von Hofman, dem Chefredaktor der Zeitschrift, daß er sich gegen das aufrüttelnde Gedicht von Wazyk stellen sollte. Doch erhielt Berman eine Absage. Er ließ Adam Wazyk zu sich kommen und wollte ihn überzeugen, «er habe etwas Schlechtes geschrieben – in einem Jahr werde er sich davon überzeugen». Jakob Berman konnte sich dann überzeugen, als er selbst an die frische Luft gesetzt wurde.

In den ersten Wochen nach den Sturmwellen des Oktobers standen Schriftsteller und Dichter mehr in der politischen Aktivität, in ihrem geschriebenen Wort traten sie nicht als eigentliche Kunstschöpfer auf, sondern als Publizisten. Jedes Gedicht, jede Erzählung versuchten die Leser politisch zu deuten. Inzwischen trat eine allgemeine Beruhigung ein und eine Art Stabilisation. Während dieser Zeit entstanden nun zahlreiche neue Werke der verschiedensten Literaturgattung. Abrechnung mit der Vergangenheit, das war wohl das Grundthema der meisten erschienenen Bücher. Jerzy Andrzejewskis Roman «Finsternis bedeckt die Erde» und «Die Mutter der Krols» von Kazimir Brandys befassen sich mit der Frage der Macht, der Staatsgewalt und deren Folgen. Es ist eine Literatur der Empörung gegen die Gewalt, gegen die Rechtlosigkeit des Einzelnen wie der Gemeinschaft. Scharf ins Gericht geht auch Jerzy Broskiwicz in seinem Buch «Namen der Macht» mit jener Zeit, in der Ideale verfälscht wurden, hemmungslos die Macht mißbraucht, um sich selbst an der Macht halten zu können.

In den Kreis der literarischen Empörer trat ein junger Mann ein, dessen Name bald in aller Munde ist: Marek Hlasko. Er beginnt nicht aus Berufung zu schreiben, sondern ökonomische Gründe zwingen ihn dazu. Seine Jugend, härteste Wirklichkeit, Leben ohne Schminke und Fassade, läßt ihn das schreiben, was in seinem Herzen brennt: die Wahrheit des wirklichen Lebens. Er schreibt im Namen der jungen Generation Polens, die sich in ihren Hoffnungen getäuscht sah und sieht. Der ehemalige Chauffeur und Schlosserlehrling knallt mit seinen Erzählungen in die Masken der Heuchelei und Dummheit. Er ist kein Kommunist, er war nie einer. Auch ein Antikommunist ist er nicht. Seine Novellen haben mit Politik nur soviel zu tun, als das Leben überhaupt etwas mit Politik zu tun hat. Ende des Jahres 1957 erhält Hlasko einen Literaturpreis für sein Erstlingswerk «Der erste Schritt in die Wolken». Seine moralische und künstlerische Haltung findet Angreifer in den Reihen biederer Kommunisten und konservativer Katholiken. Auch aus Rußland wird gegen ihn mit der Feder geschossen. Er wird mit der morbiden Françoise Sagan verglichen, deren Bücher auch ins Polnische übersetzt wurden. Aber dieser Vergleich ist fraglos verfehlt, denn Marek Hlasko ist von ganz anderem Format: er ist ein Dichter. Ein Dichter, der um der enttäuschenden Wirklichkeit willen leidet, der das auszudrücken versucht, was die junge Generation durch den Zusammenbruch von Idee und Glauben fühlt. Hlasko hält sich zur Zeit in Paris auf. Gerüchte besagen, daß er die Absicht habe, in die Fremdenlegion einzutreten. Ein Entschluß der Verzweiflung eines jungen Menschen, in dem die große Sehnsucht nach einem wahren Gefühl ist. Mit diesem wahren Gefühl hat er sein Land und die dort lebenden Menschen gesehen. Und das hat Marek Hlasko viele Angreifer gebracht.

(Fortsetzung folgt)

xxx

Berner Besinnungswoche für den Frieden: «Gottes Wirken heute»

Im Gemeindesaal der Berner Johanneskirche fanden unter dem Gesamttitel «Gottes Wirken heute» vom 12. bis 14. Februar drei Veranstaltungen der «Besinnungswoche» statt, deren Initiative von der Arbeitsgemeinschaft Bernischer Friedensvereinigungen ausging.

Die Aufgabe des Laien in der Erneuerung der Kirche

Den ersten Vortrag hielt der als Emigrant in Genf lebende frühere Studienleiter des Ökumenischen Rates in Ungarn, der Jurist Professor *Dr. Janos Toth*: «Die Aufgabe des Laien in der Erneuerung der Kirche.» *Dr. Toth* erinnerte an die Zeit vor dem Krieg und im Krieg, da die offizielle Kirche mit der früheren Gesellschaftsstruktur verbunden war, wogegen die Laien kämpfen wollten. Bald kam die Erfahrung, ein Wiederaufbau der Kirche könne nur durch Leiden kommen. Nach dem Krieg fanden Laien und Pfarrer am Neuen Ökumenischen Institut in Bosse, vor allem unter dem Eindruck Karl Barths, das neue Erlebnis der UNA SANCTA. 1948 begann bewußt eine neue Laienbewegung in Ungarn, als der Ökumenische Rat der Kirchen gebildet wurde. Zwischen 1946 und 1949 war die Innere Mission zum großen Teil das Werk von Laien, weil die Pfarrer noch überwiegend im Banne der alten Routinearbeit standen. Unter dem neuen politischen Kurs seit 1951 ergab sich ein Zwiespalt in der Kirche. Die offizielle Kirche erhielt ein byzantinisches Gepräge, weil sie zur Volksdemokratie ja sagte: die Laien begannen zu sehen und zu fühlen, daß das Weiterbestehen der Kirche nur durch eine neue «Reformatio» möglich sei. Die Kirche muß auch im täglichen Leben der Volksdemokratie zu einem «Volk Gottes» werden. Man sehnt sich nach dem Erlösungswort, das im Atomzeitalter den Sinn des Lebens gibt. Die Kirche Christi ist nicht an eine bestimmte Sozialordnung gebunden, die Ordnungen bestimmen aber den Rahmen des christlichen Lebens. Wenn wir die drückende und schmerzvolle Geteiltheit im geistlichen Licht betrachten, so kann sie zur neuen «Reformatio» führen.

Fragen der farbigen Völker an uns Christen

Der Heilbronner Schriftsteller *Hans A. de Boer* sprach am zweiten Abend über «Fragen der farbigen Völker an uns Christen». Das Ägypten Nassers, der durch manchen «unguten Zug» sein Volk befreit habe, sehe, daß der Westen zum Assuan-Damm nein gesagt und daß England Bomben auf Suez geworfen habe. Nassers Revolution war unblutig, der christliche Westen vergoß Blut. Die Christen hätten für Ägypten nicht gebetet – das Evangelische Hilfswerk und die katholische Caritas versagten hier. In Algerien währe die «vorübergehende Unruhe» dank der christlichen Politik schon Jahre. Für den Farbigen sind in Paris nur «Christen». Die Mohammedaner haben die Barbarei, mit der der Kampf geführt wird, vielleicht bei uns Christen gelernt. In Kenya, wo die Engländer offiziell die «Rassenschranken» fallen ließen, sieht der Farbige, daß die englischen Christen die den Farbigen nun offenstehenden Hotels nicht mehr besuchen ... und der einzige schwarze Minister ist zurückgetreten. Dem Terror der Schwarzen begegnen die Weißen mit Terror. Man hat den Schwarzen einst das Land mit Glasperlen abgekauft – nun möchten sie die Glasperlen zurückgeben und wieder ihr Land dafür haben. Die Rassengesetzgebung in Südafrika ist der Selbstmord des Christentums. Was kann der Afrikaner von einem Christentum erwarten, das er dort in 1350 verschiedenen Sekten arbeiten sieht? In Indien werde das Christentum als die «private gewalttätige Religion des weißen Mannes» angesehen. In Burma hieß es bei der Weltkonferenz des Buddhismus, dieser müsse den Christen als Rezept angeboten werden. In China, wo früher 78 Missionsgesellschaften arbeiteten, kämen die Theologiestudenten heute, wo sie sich unter einem Dach befänden, näher zusammen. Die Volksdemokratie könne darauf hinweisen, daß sie die Bordelle abgeschafft habe, die vom christlichen Regime Tschiang Kai-scheks eingeführt worden seien. In Japan werde darauf hingewiesen, daß es leider nicht die Kirche gewesen sei, die gegen den Atombombenwettbewerb protestiert habe: die Japaner sprächen nur von einer «christian Atom-Bomb». In Korea müsse man sagen, daß Singman Rhee «leider» auch ein Christ sei. Die Farbigen bemerkten, daß Australien, in dem für ihre Überbevölkerung Platz wäre, asiatische Einwanderung als unerwünscht bezeichnet. Auch in den Vereinigten Staaten gebe es zwar kein Lynchsystem mehr, für die Farbigen

sehe es aber traurig aus. De Boer verlangte, daß wir Weißen die «Attrappenkirche» niederreißen: gerade in bezug auf die farbigen Völker sollten wir anfangen, Jesus zu dienen und uns nicht von ihm bedienen zu lassen ... ja, ihnen Jesus konsequent vorzuleben. Seine Ausführungen waren von ständigen persönlichen Reaktionen gegen die leitenden christlichen Männer der Deutschen Bundesrepublik unterbrochen; die kommunistische Weltgefahr achtete er angesichts des Hungerproblems der Asiaten und Afrikaner für gering, er verlangte unter Abgehen von seinem Thema einen absoluten Verzicht des Westens auf bewaffnete Abwehr gegenüber dem Kommunismus und allfällige Ergebung – da sich die wirkliche Kirche Christi unter einem solchen kommunistischen Regime zu bewähren hätte.

Zeugnis und Leiden der Kirche in der Auseinandersetzung zwischen Ost und West

Der Studentenfarrer Rudolf Weckerling von der Technischen Universität in West-Berlin beschloß den Vortragszyklus mit «Zeugnis und Leiden der Kirche in der Auseinandersetzung zwischen Ost und West». Was von den Christen im kommunistischen Osten verlangt werde, ist eine Bewährungsprobe, eine «Zerreißprobe», wie man bei Materialversuchen an der Technischen Universität sagen würde. Guter Stahl erweise sich bei solcher Zerreißprobe als elastisch. Gott in der Solidarität der Christen von Ost und West zerreißt sich und läßt sich zerreißen mit seiner Welt. An sechs Punkten geht die Zerreißprobe vor sich: am Strukturwandel der öffentlichen Stellung der Kirche und ihrer Amtsträger, am Kampf um die Weltanschauung, in der Frage der Jugendweihe, in der Stellung der Kirche zum volksdemokratischen Staat, in der Geldfrage (da die Kirche arm wird) und am Faktum der menschlichen Angst. Weckerling berichtete von den verschiedenen Prozessen, die in der «Deutschen Demokratischen Republik» gegen Christen geführt wurden: gegen drei Studenten der pietistischen Studentenmission, die wegen «Geheimbündelei» verurteilt wurden; gegen den Leipziger Studentenfarrer Schmutzler, der der Überzeugung war, die Evangelisation müsse immer auch eine anti-atheistische Spitze haben – er wurde als «Konterrevolutionär» verurteilt. In der Frage der Jugendweihe zweifelte Weckerling, ob die Kirchen (die katholische wie die protestantischen) mit ihrer scharfen, Repressalien hervorrufenden Ablehnung recht getan hätten, da es dem Staat dabei wohl mehr daran gelegen gewesen sei, ein Bekenntnis zum Sozialismus und zur «Deutschen Demokratischen Republik» zu erhalten als ein solches zum Atheismus. Die Kirche müsse größere Klarheit in ihrem Verhältnis zum kommunistischen Staat schaffen: ist er das «Tier aus dem Abgrund», die Gegenkirche – oder trotz allem eine «Obrigkeit» in biblischem Sinn, der es gehorchen heißt? Das «Ja» zur Zerreißprobe wird von uns Christen gefordert; es ergeht an uns der Ruf: «Freuet Euch, daß Ihr mit Christus leidet!» Der Christ hat in der Hoffnung auf den Jüngsten Tag zu leben und frei zu werden von falschen Diesseits-erwartungen. Praktisch gesehen: es schade den Christen im Osten, wenn die Christen im Westen zu viele staatliche Dinge christlich firmieren. Die Zerreißprobe muß als Gericht Gottes erkannt werden; auch die Atheisten sind Adressaten des Evangeliums. Wir im Westen haben uns vor einem Christentum zu hüten, unter dem wir nur uns und unsere Ruhe verstehen.

*

Die drei Vorträge, ohne Zweifel aus reinstem Gewissensdrang gehalten, forderten immer dort zum Widerspruch heraus, wo sie, gewollt oder ungewollt, den Abwehrwillen christlicher Hörer gegenüber dem Todfeind der christlichen Weltanschauung und Zivilisation, dem aggressiven Kommunismus, zu schwächen drohten. Bei de Boer war dies am stärksten zu bemerken: Die unobjektive Herausarbeitung der Sünden der weißen Christen in den farbigen Ländern unter vollkommener Verschweigung des vielen, das sie auch zur Besserung des Loses der Farbigen und zu deren Emanzipation getan haben, wirkte manisch – seine dauernden Zwischenbemerkungen gegen sein westdeutsches Vaterland im Stile von Niemöller und Heine mann, die mit dem Vortragsgegenstande nichts zu tun hatten, ließen einen überheblichen, unsachlichen Gefühls-Christen erkennen, der seine christliche Nächstenliebe nur für die Farbigen einsetzt, die Nächsten in seinem Vaterland aber mit unchristlichem Haß verfolgt. *Dr. Toth* wiederum beging den Fehler, die religiösen Zustände im bolschewistischen Ungarn so positiv zu schildern, daß er in der Diskussion gefragt wurde, warum er unter solchen Umständen eigentlich emigriert sei. Pfarrer Weckerling hielt sich in dieser Frage am besten, wengleich sein Zugeständnis, der kommunistische antichristliche Staat sei vielleicht doch eine «echte Autorität», abzulehnen bleibt. «Prüfet alles und behaltet das Beste!» sagt eine biblische Mahnung. Dies Beste, das aus der Berner Besinnungswoche für den Frieden 1958 behalten werden kann, ist das Bekenntnis zur Solidarität mit den Leidenden. Falsch aber wäre der Friede um jeden Preis: gegen den Antichrist heißt es kämpfen, weil ER nicht gekommen ist, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.

F. G.

Leserbrief

Laieneinsatz in der Mission

Die AFI (Auxiliaires Féminines Internationales Catholiques) schreiben uns:

Bonn, den 17. 4. 58
Kaiserstraße 52

Hochwürdiger Herr,

mit Freude las ich Ihren Artikel in «Orientierung» Nr. 5 (1958) über das Laienapostolat in der Mission. Da Sie sich dort so sehr für dieses Anliegen einsetzen, möchte ich Ihnen gern unsere Gesellschaft ein wenig näher vorstellen.

Wie Sie selbst auch sagen, ist ja den modernen Laien-Missionsgesellschaften vieles gemein, vor allem ihr lebendiges Kirchenbewußtsein und ihr Dienst an der «Pflanzung der Kirche» durch Heranbildung einer einheimischen Laienelite und das Bemühen, als Laien unter Laien und gemeinsam mit den einheimischen Laien mitzuarbeiten, die zeitlichen Lebensbereiche mit christlichem Geist zu durchdringen. So möchte ich nur gerne hinweisen auf einige Charakteristika unserer Gesellschaft:

Zunächst ist es wichtig, zu unterstreichen, daß wir unsere Berufung als totale Hingabe an Gott verstehen, für das ganze Leben. Wir drücken diese Hingabe, die die Befolgung der evangelischen Räte einschließt, am Ende unserer mindestens dreijährigen missionarischen Ausbildung durch Eid aus. Gerade in bezug auf die Bindung variieren die Laiengesellschaften ja sehr.

Außerdem ist zu betonen, daß wir – als geistige Erben des Pater Lebbe – danach streben, soweit wie möglich Bürger des Landes zu werden, dem wir dienen, nach Sprache, Geist und Lebensweise. Wir lieben und achten nicht nur die Werte dieses Volkes, sondern versuchen wirklich, sie zu den unseren zu machen, um mitzuhelfen, sie auf Christus hin zu wandeln, damit die Kirche in diesem Volke das Geheimnis der Inkarnation fortsetzen möge.

Bücher

Hundert Jahre staatliche Sozialpolitik 1839–1939

Zum gleichnamigen Buch aus dem Nachlaß von Geheimrat Dr. Friedrich Syrup. Bearbeitet von Dr. Otto Neuloh. Verlag W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart, 1957. 603 Seiten, Leinen DM 19.80.

Geheimrat Dr. Friedrich Syrup, ehemaliger Präsident der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, hat seine vierzigjährigen Erfahrungen als Staatsbeamter auf dem Gebiete der Sozialpolitik zusammengetragen, um sie in einem größeren Rahmen deutscher Sozialgeschichte den Jüngeren zugänglich zu machen. Das Buch unterscheidet sich von anderen geschichtlichen Darstellungen der deutschen Sozialpolitik dadurch, daß es den «sozialpolitischen Beruf des Staates» in den Vordergrund stellt. Es sieht folgende Linien:

- I. *Sozialpolitik als staatlicher Arbeiterschutz (1839–1918)*: Arbeiterschutz; Sozialversicherung; die Arbeitsstreitigkeiten und ihre Schlichtung; die Regelung der Arbeitsbedingungen und die Arbeits- und Betriebsverfassung; Wohlfahrtspflege und Arbeitslosenhilfe.
- II. *Staatliche Sozialpolitik als Erfüllung sozialer Forderungen (1918–1932)*: Der Staat macht die Forderungen der Arbeiterschaft zum Teil zu den seinigen. Dabei geht es nicht mehr bloß um Schutz vor Not, sondern um die allmähliche Eingliederung der Arbeiterschaft in die Wirtschaftsgesellschaft.
- III. *Sozialpolitik als staatliche Arbeitspolitik (1933–1939)*: Der nationalsozialistische Staat verwirklicht durch seine Sozialpolitik seine eigenen Zwecke. Daher der Arbeitseinsatz, die Eigenart der Betriebsverfassung und der Arbeitsbedingungen, die Wettbewerbe usw. usw.

Ein interessanter Beitrag des Herausgebers Dr. Neuloh: «Sozialpolitik gestern, heute und morgen» und ein Anhang mit Zeittafeln, Literaturübersicht, Personen- und Sachregister beschließen den Band.

Gewiß ist der Blickpunkt der staatlichen Anteilnahme und Zielsetzung in Sozialpolitik nur einer der zu beachtenden Gesichtspunkte. Insofern ist der Blickpunkt des ehemaligen hohen Beamten etwas einseitig. Aber dieser Gesichtspunkt besteht doch und gehört zu den Wesenszügen der Entwicklung. Er läßt mancherlei Schlußfolgerungen zu.

Heute sind wir in den meisten westlichen Ländern, insbesondere aber in Deutschland, an dem Punkt angelangt, wo der Staat stärker und ent-

Noch einen weiteren Aspekt möchte ich herausgreifen: wir arbeiten nie als einzelne, sondern immer in Gruppen, und zwar in international zusammengesetzten Gruppen von mindestens drei Gliedern. Wir verstehen die Gruppe – équipe – als Arbeits- und Lebensgemeinschaft zur Stütze und gegenseitigen Bereicherung, zur Sicherung der Kontinuität unserer apostolischen Tätigkeit und vor allem als lebendige Zelle der Kirche, von deren Leben sie lebt und das sie weitergeben will und von deren Katholizität (immer mehr gehören zu einer équipe auch schon Angehörige verschiedener Rassen) sie durch ihre Zusammensetzung ein konkretes Zeugnis gibt.

Unter den mehr als 20 Nationalitäten ist die Schweiz leider bei uns noch gar nicht vertreten, obwohl gerade diese Form des Missionsapostolates, davon bin ich überzeugt, vielen jungen Mädchen dort entsprechen würde. Da mich Ihr Artikel in dieser Hinsicht ermutigt hat, wage ich es daher, in Ihrem Blatt die folgende Ankündigung bekannt zu geben:

Mit ergebenen Grüßen,

gez. Irmgard Ackermann, Missionshelferin

Die INTERNATIONALEN KATHOLISCHEN MISSIONSHELFRINNEN (AFI)

deren Mitglieder sich für ganz in den Dienst der einheimischen Kirche in der Mission stellen, um durch ihre Tätigkeit auf sozialem, pädagogischem und medizinischem Gebiet in diesen Ländern eine christliche Laienelite heranzubilden, veranstalten am 31. Mai / 1. Juni in Freiburg i. Br. eine Missionstagung über den Laieneinsatz in der Mission.

Einige Missionshelferinnen werden dazu aus Brüssel kommen, um durch Vorträge, Diskussionen und Filme mit Geist und Arbeit der Missionshelferinnen sowie mit allgemeinen Problemen modernen Missionsapostolates bekanntzumachen. Diese Tagung richtet sich daher an junge Mädchen, die sich für die Gesellschaft der Missionshelferinnen interessieren, oder allgemein das Missionsanliegen weitertragen wollen.

Anmeldungen werden möglichst bald, spätestens bis zum 20. Mai, erbeten an: Auxiliaires Féminines Internationales, Rue Gachard 90, Brüssel.

schiedener von der Sozialpolitik zur Sozialreform übergehen muß. In diese Linie gehören die Familienpolitik, die Politik der Eigentumsstreuung und Eigentumbildung in Arbeiterhand, die Frage der Mitbestimmung, der Ausbau der Selbstverwaltung der Sozialinstitutionen, die Probleme der berufständischen Ordnung usw.

Dr. Otto Neuloh von der sozialen Forschungsstelle in Dortmund/Ruhrgebiet sieht die Linie der Zukunft

1. in der Vereinfachung und Zusammenfassung der sozialen Maßnahmen,
 2. in einer Stärkung und Unterstützung des Willens zur Selbsthilfe,
 3. in einem wesentlichen inneren Wandel der deutschen Sozialpolitik.
- Er schreibt dazu:

«Wenn wir auch heute zugeben müssen, daß das 19. Jahrhundert notwendigerweise vom Geist der sozialen Institution und des Aufbaus sozialer Verwaltungen beherrscht war, trotz des Widerspruchs weitblickender Männer wie Theodor Lohmann, wenn wir weiterhin auch zugestehen wollen, daß in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zwei Weltkriege und Währungsreformen mit all ihren vermögen- und kapitalvernichtenden Folgen den Sicherheitsgedanken zum Geist der Sozialpolitik werden ließen, so sollte uns heute doch eine tiefgehende Besinnung auf eine andere geistige Gestalt der deutschen Sozialpolitik vorbereiten. Schon mit Beginn der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat sich nach Überwindung der Folgen der Währungsreform mehr und mehr die Überzeugung verbreitet, daß Institutionalismus und das Denken in sozialen Rechtsansprüchen allein dem geistigen Gehalt der Sozialpolitik nicht gerecht werden. Es fehlt hier die Mitte dieser geistigen Gestalt, die im Menschen selbst und seinen zwischenmenschlichen Beziehungen gesucht und gefunden werden muß, d. h. in der Familie, im Betrieb oder in der Gemeinde, also überall da, wo Menschen sich vereinen, wo ein Prozeß der Vergesellschaftung sich vollzieht. Es geht letzten Endes um die Überwindung einer weiteren ‚gesellschaftlichen Atomisierung‘, es geht um die staatspolitische Aufgabe der Sozialpolitik, die ‚dissecta membra‘ des Volkes wieder zusammenzufassen und zu einem Organismus im Staate werden zu lassen. Es geht letzten Endes darum, Gesellschaft und Gemeinschaft wieder zu gestaltenden, formgebenden Prinzipien der Sozialpolitik zu machen. Hierin liegt die sozialpolitische Berufung des Staates, von der Gustav Schmoller einmal gesprochen hat. Wir würden sie aber heute nicht als Staatspolitik im Sinne von Bismarck verstehen, sondern als eine gesellschaftspolitische Aufgabe, unabhängig vom politischen System, als Aufgabe, das natürliche und organische Zusammenleben der Menschen überall da, wo es not tut, zurückzugewinnen, zu stützen und zu fördern» (S. 540–541).

J. David

Eingesandte Bücher

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

- Marcic René:** Vom Gesetzesstaat zum Richterstaat. Recht als Mass der Macht. Gedanken über den demokratischen Rechts- und Sozialstaat. Springer-Verlag, Wien I, 1957. XV/548 Seiten, Ganzleinen Fr. 49.10.
- Meslin Michel:** Benoit de Nursie. Les Editions Ouvrières, Paris, 1957. 126 S., broschiert.
- Michael J. P.:** Christen suchen Eine Kirche. Die ökumenische Bewegung und Rom. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1958. Band 10 der «Herder Bücherei», 188 S., DM 1.90.
- Möhler Johann Adam:** Die Einheit in der Kirche oder das Prinzip des Katholizismus. Jakob Hegner Verlag, Köln, 1957. 744 S., Leinen DM 44.—.
- Mühr Alfred:** Das Wunder Menschenhirn. Die abenteuerliche Geschichte der Gehirnforschung. Verlag Otto Walter, Olten, 1957. 464 S., 140 Bilder, Leinen Fr. 26.50.
- Nigg Walter:** Prophetische Denker. Artemis-Verlag, Zürich, 1957. 554 S., Leinen Fr. 29.—.
- Père de Foucauld / Abbé Huvelin:** Correspondance inédite. Desclée & Cie., Tournai, 1957. 311 Seiten.
- Plöhn Helene:** Vom Sinnesleben deines Kindes. St. Antonius-Verlag, Solothurn, 1957. «Dienen und Helfen», Heft 13. 52 Seiten, brosch. Fr. 1.20.
- Plütarch:** Grosse Griechen und Römer, Band IV. Artemis-Verlag, Zürich/Stuttgart, 1957. Leinen, 472 Seiten.
- «Quellen der Lebenskunst».** Gedanken und Gedichte von Fontane bis Schiller. Leobuchhandlung, St. Gallen, 1957. Geb. Fr. 4.35.
- Rathgeber A. M.:** Lourdes. Zur Hundertjahrfeier der Erscheinungen. Verlag Winfried-Werk, Augsburg, 1958. 80 S. Text und 8 Bildtafeln, DM 2.80.
- «Reich Gottes».** Nach den Urkunden der Heiligen Schrift. Eine unter heilsgeschichtlichen Gesichtspunkten erstellte Auswahlbibel mit Registern, Zeittafeln und 4 Landkarten. Volksausgabe. Kösel-Verlag, München, 1957. 377 S., Plastik-einband, DM 7.80.
- Rich Arthur:** Christliche Existenz in der industriellen Welt. Zwingli-Verlag, Zürich, 1957. 184 S., kart. Fr. 13.25.
- Römer Maria / Michael Haller:** Wer und was, wo und wann. Ein Quizbuch für Jugendgruppe, Familie und Religionsunterricht. Verlag J. Pfeiffer, München, 1957. 160 S., kart. celloph. DM 4.90.
- Roth Edgar:** ... auf dass wir Frieden hätten. Roman. Zwingli-Verlag, Zürich, 1957. 253 S., Leinen Fr. 13.25.
- Schamoni Wilhelm:** Glaubensbewusstsein und Kirchenentfremdung. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn, 1958. 135 S., kart. DM 6.80.
- Schamoni Wilhelm:** Kostbarkeiten. Heilige über das geistliche Leben. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn, 1957. 256 S., Leinen DM 10.80.

- Schell Herman:** Verherrlichung und Gemeinschaft. Eine Auswahl aus dem Gesamtwerk. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn, 1957. 440 S., Leinen DM 19.50.
- Schindler Peter:** Das Netz des Petrus. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg, 1957. 364 S., kart. DM 12.—, Leinen DM 14.—.
- Schwarz Leopold:** Das Wunder von Fatima. Verlag Winfried Werk, Augsburg, 1957. 24 S., brosch. DM —.50.
- Schwarz Richard:** Wissenschaft und Bildung. Verlag Karl Alber, Freiburg i. Br./München, 1957. VIII/336 S., Leinen DM 19.50.
- Seewald Bilderbibel.** 100 Bilder mit Texten aus dem Alten und Neuen Testament. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1957. 212 Seiten.
- Söhngen Gottlieb:** Gesetz und Evangelium. Ihre analoge Einheit theologisch, philosophisch, staatsbürgerlich. Verlag Karl Alber, Freiburg i. Br./München, 1957. X/136 S., Leinen DM 7.80.
- Suenens Msgr. L.-J.:** Die Kirche in apostolischem Einsatz. Neue Wege im Apostolat. Kanisius-Verlag, Fribourg, 1957. 180 S., brosch. Fr. 3.85.
- Tochtermann Dr. med. W.:** Begegnungen mit Menschen als Wendepunkte meines ärztlichen Denkens. Bircher-Benner-Verlag, Erlenbach ZH, 1956. 72 S., Leinen Fr. 7.50, kart. Fr. 5.—.
- Volks-Schott.** Messbuch für die Sonn- und Feiertage. Taschenausgabe. Verlag Herder, Freiburg i. Br., 1957. Herder Bücherei, Band D 1, 270 Seiten.
- Wallisch Friedrich:** Spiegel der Zeiten. Augustinus-Verlag, Würzburg, 1957. 256 S., Leinen DM 9.80.
- Zeller Hermann S.J.:** Morgengedanken. Verlag Ars sacra Josef Müller, München, 1957. Auslieferung für die Schweiz: Maria M. Dubler, Lugano-Massagno. 80 S., Glanzfolienumschlag Fr. 6.—.
- Ziegler Matthäus:** Engel und Dämon im Lichte der Bibel, mit Einschluss des ausserkanonischen Schrifttums. Origo-Verlag, Zürich, 1957. 191 S., kart. Fr. 10.50.
- Zingg P. Thaddäus, OSB:** Die erneuerte Einsiedler Barockfassade. Benziger Verlag, Einsiedeln, 1957. 80 Seiten Text, VIII Seiten Pläne, 146 Abb. Brosch. Fr. 14.80.
- Zürcher Windrose.** Neue Erzählungen. Herausgegeben von der Verwaltungsabteilung des Stadtpräsidenten von Zürich. Artemis-Verlag, Zürich/Stuttgart, 1957. 357 Seiten, brosch.

Wir legen dieser Nummer eine portofreie Geschäftsantwortkarte bei mit der freundlichen Bitte, uns Adressen, an die wir Ansichtsnummern senden können, vermitteln zu wollen. Zum voraus danken wir dafür allen unseren Lesern.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Druck: H. Bösigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Köln, Martinsstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stübli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. ffr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verewaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—. USA: Jährl. \$ 3.—.

Neuerscheinung

PAUL GAECHTER S. J.

PETRUS UND SEINE ZEIT

Neutestamentliche Studien

ca. 480 Seiten, Leinen ca. sFr. 20.50

Der bekannte Innsbrucker Exeget nimmt sich hier in der Erkenntnis, dass die erste Zeit der Kirchengeschichte — weil grundlegend — auch die eminent wichtige ist, einen exegetisch vernachlässigten Zeitabschnitt zur Bearbeitung vor. Er hebt aus dem fündigen Material interessante Details an Personen, Motiven, Zeitverhältnissen usw. heraus.

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK-WIEN-MÜNCHEN